

Joachim Siegerist

Gegen den Wind pinkeln



WPR

Joachim Siegerist

Gegen den Wind pinkeln





Joachim Siegerist

Gegen den Wind pinkeln



Joachim Siegerist

Gegen den Wind pinkeln

Herausgeber:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
November 2008

1. Auflage November 2008

WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon: 040 – 298 10 390 – Telefax: 040 – 298 22 240

Druck:
Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

Zeichnungen: Sittiporn Poungsuk
Fotos: Uwe Hempen

ISBN: 978-3-910087-00-2

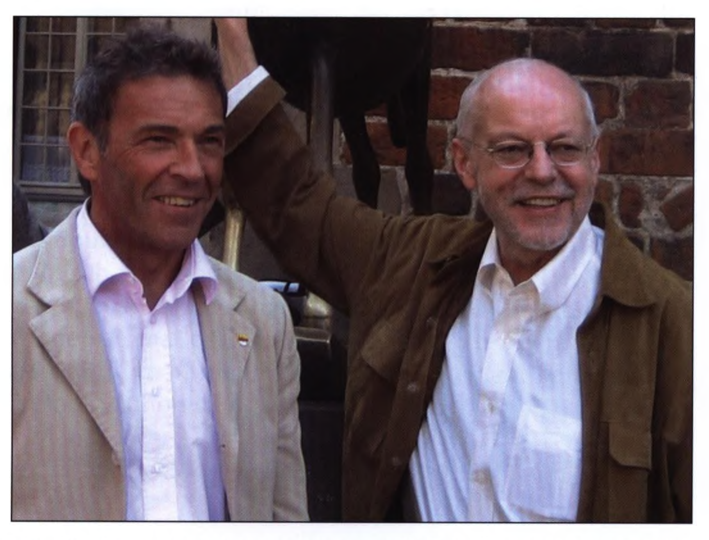
Inhaltsverzeichnis

Widmung

„Tötet nicht die Toten." Das sagte Militärpfarrer Emanuel Longin bei der Trauerfeier für Jörg Haider in Klagenfurt. Was immer man über Jörg Haider nach seinem Tod verbreitet – ich kannte ihn besser. Jörg Haider war ein guter Mensch.
Er war gläubig. Er hat gedient. Er wird auferstehen.

Ich werde niemals verhehlen, daß ich mit keinem Politiker lieber zusammengearbeitet habe als mit ihm. Jörg Haider bleibt für immer in meiner Erinnerung.

Joachim Siegerist



Jörg Haider und ich beim Wahlkampf 2007 in Bremen. Gemeinsame Pläne machte ein früher Tod zunichte.



Der Autor


Joachim Siegerist (61)

Etwas eigenartig ist das schon. Zeit seines Lebens hat er politische Mandate verabscheut. Aus Angst, daß er dann seine Meinung nur noch gefiltert sagen kann. Joachim Siegerist (61) war immer mehr Journalist als Politiker. Trotzdem ist kein konservativer Journalist in Deutschland mehr mit der Politik verheiratet als er. Joachim Siegerist sorgt sich um die Demokratie in Deutschland, ist von der „schreibenden Zunft" einer der erklärtesten Gegner der Linken. Wie kaum ein anderer wird er deswegen von den Linken gehaßt, verleumdet und auch verfolgt. Trotzdem sagt er seine Meinung, sagt lachend diesen symbolisch gemeinten Satz: „Schon in der Schule habe ich als Kind gegen den Wind gepinkelt." Daher auch das Titelbild mit Joachim Siegerist als Kind.
Als Journalist bei Axel Springer, dem Joachim Siegerist politisch wie menschlich verbunden war, hat er die Welt gesehen. In seinem neuen Buch läßt er die Leser daran wieder einmal teilhaben. Angenehm zu lesen. Es ist so, als würde man nicht lesen, sondern einem sprechenden Autoren zuhören.

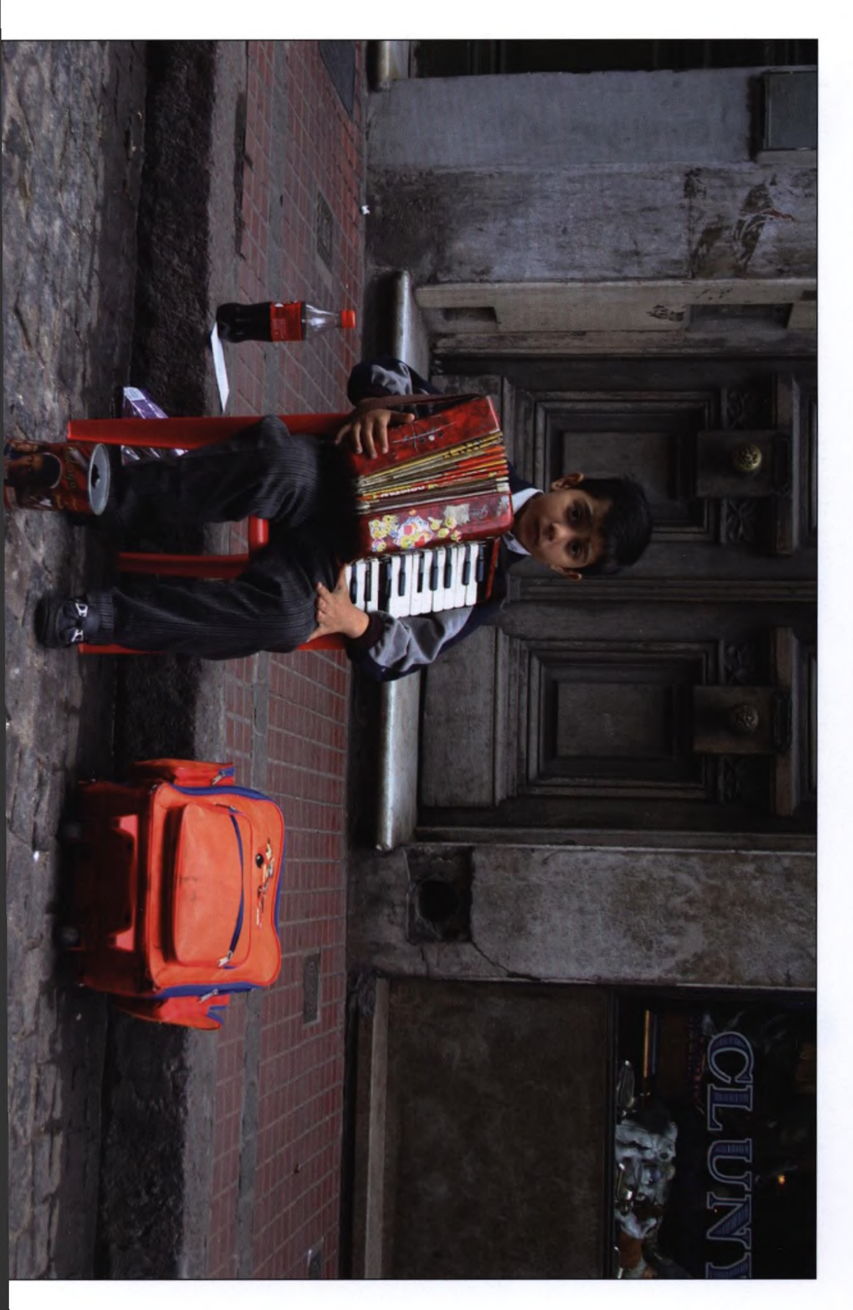
Hamburg, zu Weihnachten 2008

Rosana Ballerina und der kleine Roman

Tango in Buenos Aires. Tango, wie er gegensätzlicher nicht sein kann. Schon ein flüchtiger Blick auf die beiden Fotos zu diesem Bericht spricht Bände. Ex-Hure aus dem Seemanns-Bordell der argentinischen Hauptstadt. Vom Suff zerfressene, tote Augen. Aufgedunsenes Gesicht. Straßen-Tango. Ein Batterie-Radio auf der Mauer als Orchester. Rosana Ballerina – ihr Künstler-Name. 82 Jahre und schwarze Netzstrümpfe. Ein kurzer, roter Mini-Rock. „Muß sein" – sagt Rosana, „beim Tango zeigt die Dame Bein." Haare blond gefärbt. Ein Hut ersetzt fehlende Fülle. Die Dame tanzt Tango. Und wirklich – Rosana tanzt nicht schlecht.
Viele Touristen bleiben stehen, Kamera im Anschlag. Staunen, Abscheu, Mitleid. Jedem das Seine. Hauptsache – im Hut landen nach dem Tango Dollars, Pesos, EUROS, YEN. Ein Extra von denjenigen, die sich zusammen mit Rosana beim Tango ablichten lassen.
Auch Roman lebt vom Tango. Keine 50 Meter weiter sitzt er am Straßenrand. Aus seiner bunten Ziehharmonika-Quetsche lockt er die passenden Klänge. Roman – der kleine Zigeuner-Junge, mit dem Gesicht eines kindlichen Engels. Voller Skepsis und Fragen. Kein Wunder. Mit Tango ernährt Roman die halbe Familie. 18(!) Geschwister. Roman ist fein ausstaffiert. Dunkler Anzug, weißes Hemd, saubere Schuhe. „Arm aussehende Bettelkinder in Buenos Aires erregen kein Aufsehen. Es gibt zu viele." Sagt Romans Papa.
Ein orangefarbener Schulranzen am Bordstein verrät: Der Junge hat mehrere Jobs. Straßenmusikant, Ernährer der Familie – manchmal auch Schüler. Wie Rosana Ballerina – Roman kämpft mit Tango einen schweren Lebenskampf. Kaum sieben Jahre alt. Überleben. Ganz einfach....... Überleben. Rosanas Zukunft – da ist nicht mehr viel. Roman. Nur ein Wunder holt den Jungen von der Straße.
Rosana – und ich glaube es ihr – Rosana war mit 18 Jahren „der Star" im Tango-Club am Hafen. Wer weiß es wirklich? Rosana behauptet jedenfalls: „Ich war Tänzerin.


Malena
de SAN TELMO

Sonst nichts. Allein Tango-Tänzerin." Irgendwann – da kam die große Liebe in den Tango-Club. Italiener. Groß, breitschultrig – Augen und Haare so schwarz wie Straßen-Asphalt. „Ich komme bald wieder, Rosana. Nie habe ich eine Frau mehr geliebt als dich.....", sagte er, verschwand für immer. Was blieb, das war nach neun Monaten ein Kind. Kaum 3 – sagt Rosana – da starb der kleine Junge, dem sie den Namen Antonio gegeben hatte. Tuberkulose. Als Antonio anfing Blut zu spucken – da dachte Rosana zuerst: „Nur Zahnfleisch-Bluten."
Rosana begann zu trinken. Viele Männer folgten, zwei Fehlgeburten, neun Abtreibungen. Irgendwann feuerte der Club Rosana. „Da müssen Jüngere ran"..... so der Chef. Das ist schon mehr als 40 Jahre her. Seitdem tanzt Rosana auf der Straße. Früher lebte sie von ihrer Schönheit – heute vom Gegenteil. „Nein" – sagt Rosana, „Angst vor der Zukunft habe ich nicht. Ich sehe von Jahr zu Jahr gräßlicher aus – und das fasziniert die Touristen. Ich habe eine Wohnung, Geld zum Essen und Trinken – und ich bettle ja nicht."
Eines wollte ich von Rosana noch wissen. Die kleine Plastik-Puppe in der einen und das elfenbeinfarbene Kreuz in der anderen ausgestreckten Hand. Was bedeutet das? Die rosa Plastik-Puppe sieht aus wie ein Baby. „Symbole", sagt sie, „Symbole für meine toten Kinder. Wenn ich nicht mehr hier bin und der am Kreuz mich läßt – dann tanze ich mit meinen Kindern. Ich werde auch da oben Tango tanzen. Tango mit meinen Kindern. Vielleicht verzeiht mir Gott, vielleicht verzeihen mir meine toten Kinder, die ich nicht haben wollte."
Am Abend sehe ich, wie Rosana zu Roman geht, dem kleinen Zigeuner-Jungen. Seit 10 Stunden sitzt der Siebenjährige auf der Straße, spielt Tango. Kein guter Tag für Roman. Nicht viel in der Kasse. „Sein Vater wird ihn schlagen", sagt Rosana, gibt ihm die Hälfte ihrer frisch gekauften Pizza. Sie streicht dem Kleinen übers Haar. Müde schlurft sie nach Hause. Morgen wird Rosana wieder Tango tanzen. Roman wird auf seiner „Quetsche" Tango spielen. Tango auf den Straßen von Buenos Aires.


CLUN

Irgendwann wurde Willi der geräumige Käfig zu klein. Willi wollte die große, weite Welt des ganzen Wohnzimmers erkunden. „Die Katzen" – sagte Jan-Christoph. „Die Katzen werden ihn fressen." Von wegen. Willi fliegt nicht gern. Er geht lieber im Wohnzimmer spazieren. Am liebsten besucht er die schlafenden Katzen. Er schleicht sich an sie ran und hackt ihnen mit voller Wucht auf Kopf oder Nase. Bei nicht schlafenden Katzen ändert Willi seine Taktik. Wie eine wackelnde Ente watschelt er auf die Katzen zu, wiederholt ständig den Satz „Hallo, Miau. Miau ist lieb. Liebe Miau."
Immer wieder fallen die Katzen rein auf diesen Trick. Ist Willi in Zielnähe der Katzen – „zack" gibt es eins mit dem Schnabel verpaßt, und schreiend sucht der getroffene Stubentiger sein Heil in der Flucht. „Eier-Kopp, Eier-Kopp", brüllt Willi hinterher. Die sonst bei jedem Besucher übliche Begrüßung.
Willi ist nicht nur der Katzen-Schreck im Ritterhuder Haus von Rosa. Willi ist auch Fußball-Fan. Ein Fußballspieler auf dem Fernsehschirm und Willi brüllt „Tor, Tor, Tor". Egal ob Tor oder nicht Tor. Willis Fußballwelt besteht nur aus „Tor".
Aus „Tor" – aber auch aus quietschenden Türen. Perfekt ahmt Willi quietschende Türen nach. Wahrscheinlich aufgeschnappt aus einem Fernseh-Krimi. Mehr als nur einmal sauste Rosa mit einer Ölkanne durchs Haus, suchte die quietschende Tür vergebens.
Wirklich auf den Wecker geht Willi, wenn er das klingelnde Telefon nachahmt. Echtes Klingeln ist von Willi-Klingeln nicht zu unterscheiden. Schon dutzendfach ließ Rosa den Ton der Klingelanlage ändern. Willi ahmte schon nach wenigen Tagen jedes neue Klingelgeräusch nach.
Willi ist auch Holzfresser. Deswegen bekommt er nur Ausgang, wenn Rosa im Haus ist. Rosa liebt ihren antiken Wohnzimmerschrank. Willi auch. Der muß bald restauriert werden. Nicht wegen der Holzwurmlöcher. Wegen Willi. Muß Willi im Käfig bleiben, zerfrißt er aus Wut die Stange, auf der er sitzt. Die Stange bricht durch – Willi fällt

auf den Boden. Dann sagt er Wörter, die ich besser nicht schreibe. Willi ist ja kein vornehmer Papagei.
Vor einigen Tagen kam Rosas Cousin zu Besuch. Rosas Cousin hat einen Jack-Russel, eine kleine, aber sehr mutige Hunderasse. Der hatte noch nie einen Papagei gesehen, war erstaunt, als Willi ihn mit „Eierkopp, Eierkopp" anbrüllte und unanständige Sachen sagte. Nur einmal kurz wollte er an Willi schnüffeln. Schnüffeln ist schließlich Hundeart. Er hätte besser auf seine Nase aufpassen sollen.
Willi – der sagte nur einmal „Köter, Wau" und schlug zu mit dem Schnabel. Nicht nur Rosas Katzen wünschen sich das Miststück Willi wieder zurück ins afrikanische Kongo-Delta. Da – wo er hingehört. Willi. Rosas Graupapagei aus Ritterhude.

Letzte Worte großer Männer

Ein chinesischer Kommunist, der Hunderte von Christen dem Henker ausgeliefert hatte, kam überraschend zu einem Pastor. Nur eine Frage wollte er beantwortet haben: „Ich habe viele von euch sterben sehen. Die Christen sterben anders. Was ist euer Geheimnis?"
Pure Neugierde, die Angst „nach dem Danach?" Ich erinnere mich an einen alten Freund aus Bremen. Otto Jahn, tief-gläubiger Katholik, der mich für die Christliche Gewerkschaftsbewegung begeisterte. Nach seinem Tod sagte der katholische Priester: „Ich wollte ihn beim Sterben trösten. Aber er tröstete mich, freute sich auf ein Wiedersehen mit seiner Jahre zuvor verstorbenen Frau." Wir denken an alles: An warme Kleidung im Winter, an notwendige Medikamente, an Vorsorge fürs Alter. Nur eines haben wir aus unserem Leben weitgehend verdrängt: Den Gedanken ans Sterben.
Cesare Borgia, italienischer Renaissance-Herrscher, der von 1475 bis 1507 lebte, war mit 16 Jahren Bischof von Valencia geworden, mit 17 dort Erzbischof und mit 18 Kardinal. Später fähiger Staatsmann und General. Papst Alexander VI. war sein Vater. Es ist geschichtlich nicht bewiesen – doch deutet vieles darauf hin, daß er 1507 in einem Krieg bewußt den Tod suchte. Verbürgt sind seine letzten Worte: „Ich habe für alles Vorsorge getroffen im Laufe meines Lebens, nur nicht für den Tod, und jetzt muß ich völlig unvorbereitet sterben."
Ein nach Christi Vorbild lebender Kirchenfürst – nein, das war dieser Borgia sicherlich nicht. Ob er kurz vor seinem Tod bereute? Seine letzten Worte lassen es vermuten.
Tatsache ist: Die meisten Atheisten und Gottes-Spötter sterben einen schrecklichen Tod. Vor Jahren fand ich in der kleinen Bergkirche von Grainau bei Garmisch im Schriftenstand ein winziges Heftchen mit dem Titel „Letzte Worte großer Männer". Ich habe es bis heute aufbewahrt. Hier einige Kostproben daraus:

David Hume, zum Beispiel. Einer der bedeutendsten Vertreter der britischen „Aufklärung", der 1776 in Edinburgh starb. Botschafter, Philosoph, berühmter Buchautor, Gottesleugner. Im Todeskampf schrie der Atheist „Ich bin in den Flammen!" Seine Verzweiflung war furchtbar.
Stalin verkroch sich in einem dreitägigen Todeskampf mit letzter Kraft unter seinem Bett, sah Dämonen. Tochter Swetlana Allilujewa, die im März 1953 zu dem sterbenden Diktator auf seine Datscha in Kunzewo gerufen wurde: „Vater starb schrecklich und schwer. Gott gibt den Gerechten einen leichten Tod."
Der große Voltaire. Könige lagen ihm zu Füßen. In Frankreich nannte man das 18. Jahrhundert das „Jahrhundert Voltaires". Freidenker, Atheist, Spötter der Religion. Er hatte ein schreckliches Ende. Seine Krankenschwester sagte: „Für alles Geld Europas möchte ich keinen Ungläubigen mehr sterben sehen!"
Heinrich VIII., König von England. Sechs Ehen, tagelange Freß-Orgien, die ihn ständig fetter werden ließen, Bruch mit der römisch-katholischen Kirche und selbsternanntes Oberhaupt der Kirche seines Königreiches. Ein mächtiger Mann. Bevor er am 28. Januar 1547 für immer seine Augen schloß, noch diese Worte: „So, nun ist alles dahin – Reich, Leib und Seele!"
Augustus, Kaiser von Rom. Großneffe und Haupterbe des 44 vor Christus ermordeten Gaius Julius Caesar. 14 nach Christus war sein Ende gekommen. Bevor er Abschied nahm: „Habe ich meine Rolle gut gespielt? Nun, so klatscht Beifall, denn die Komödie ist zu Ende."
Der englische Premier Winston Churchill, den Deutsche und Engländer in der Geschichtsschreibung meist völlig unterschiedlich sehen: „Welch ein Narr bin ich gewesen!" Was englische Geschichtsbücher nicht gern erwähnen. Winston Churchill war in der Schule ein notorischer Sitzenbleiber, träumte schon als junger Mann davon, „spätestens mit 43 Jahren" britischer Regierungschef zu werden. Politische Karriere – in jüngeren Jahren seine Hauptantriebsfeder. Vom radikalen Linken bis zum „Eisenfresser

der englischen Konservativen“..... ein buntes Lebensband. Von Gott und der Religion hielt er als junger Kerl nicht viel. Im Alter soll er sich charakterlich zu seinem Vorteil verändert haben.
Rom in den Siebzigern. Die spanische Treppe. Wunderschöne Straßen führen von dort aus weiter. Die herrlichsten kleinen Kneipen. Ich staunte, als ich dort bei einem Rom-Besuch plötzlich in einer dieser verrauchten Kneipen den berühmten Jean-Paul Sartre sitzen sah. Dicke Brillengläser, rauchende Pfeife im Mundwinkel. Die linke Schickeria lag ihm zu Füßen. Verfasser zahlreicher Romane, Erzählungen, Dramen, Essays und philosophischer Werke, gilt er als der bedeutendste und repräsentativste französische Intellektuelle des 20. Jahrhunderts.
Er selbst bezeichnete sich als „Atheisten“. Die Linken verehrten ihn wie einen Halbgott. Als er starb, sagte er nicht mehr als diese drei Worte: „Ich bin gescheitert!“
Religions-Verächter Nietzsche starb in geistiger Umnachtung.
Jules Mazarin, französischer Diplomat und Kardinal italienischer Abstammung. Trickreiche Politik in der Welt bewegte ihn mehr als der Staat Gottes. Am 9. März 1661 hauchte er in Frankreich ängstlich sein Leben aus: „Oh, meine arme Seele, was wird mit dir? – Wohin gehst du?“
Wie mögen die letzten Worte Adolf Hitlers gewesen sein, als er sich im Bunker der Reichskanzlei neben Eva Braun erschoß?
Napoleon Bonaparte. Kaum einer war mächtiger als er. Am 5. Mai 1821 hatte im „Longwood House“ auf der südlich gelegenen Atlantik-Insel St. Helena seine letzte Stunde geschlagen. Der große Feldherr und selbstgekrönte Kaiser starb entsetzlich. Graf Montholon, der dabei war, schrieb die Zeilen: „Der Kaiser stirbt, von allen verlassen, auf diesem einsamen Felsen. Sein Todeskampf ist furchtbar.“
„Mehr Licht.“ Das waren am 22. März 1832 in Weimar Johann Wolfgang von Goethes letzte Worte. Nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 empörte er sich über Gott, „indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem



Stalin im Todeskampf. Er sah Dämonen.

Verderben preisgab, da er sich keineswegs väterlich bewiesen hatte". Den „kirchlichen Protestantismus" hielt er für „trockene Moral, für eine Lehre, die weder dem Herzen noch der Seele zusagt". Kirchengeschichte – das war für den genialen Dichterfürsten nicht mehr als ein „Mischmasch von Irrtum und Gewalt".

Heinrich Heine, einer der bedeutendsten deutschen Dichter und Journalisten. Er gab der deutschen Sprache eine nie zuvor gekannte Leichtigkeit. Spott über andere lag ihm im Blut. Bevor er am 17. Februar 1856 in Paris starb, war es bei ihm bereits zu einer Gesinnungsänderung gekommen. Im Nachwort zu seiner Gedichtssammlung „Romancero" hatte er am 30.9.1851 die Zeilen verfaßt: „Wenn man auf dem Sterbebett liegt, wird man sehr empfindsam und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt..... Gedichte, die auch nur halbwegs Anzügliches gegen Gott enthielten, habe ich mit ängstlichem Eifer den Flammen übergeben. Es ist besser, daß die Verse brennen als der Versemacher. Ich bin zu Gott zurückgekehrt wie ein verlorener Sohn, nachdem ich lange bei den Hegelianern die Schweine gehütet habe..... In der Theologie muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich zu einem persönlichen Gott zurückkehre."

Heinrich Heine hat diese Zeilen in Anlehnung an das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15) geschrieben.

Die letzten Worte von Jesus Christus: „Es ist vollbracht."

Kaum etwas ist aufschlußreicher als das Zeugnis Sterbender. Ein winziger Blick auf das Sterbelager verrät oft mehr als all die großen Taten und Worte zu Lebzeiten. Im Augenblick, da Menschen dem Tod gegenüberstehen, verlieren sie ihre Maske. Mancher erkennt dann, daß er auf Sand gebaut, sich einer Illusion hingegeben hat und einer großen Lüge gefolgt ist. Würden die Mächtigen dieser Welt die Dinge so beurteilen, wie man sie vom Sterbelager aus sieht.........der Menschheit bliebe vieles erspart.

Suppen-Pampe im Putzeimer und linke „Menschenwürde“

Krankenhaus im lettischen Jelgava, dem früheren Mitau. Meine Schwester Rita ist krank, liegt dort – und ich besuche sie. Zusammen mit Anna, 21 Jahre alte Großnichte. Mein „Lieblingsstück“ in der Familie. Warum nur müssen wir Deutsche alles mit deutschen Augen sehen? Vielleicht hätte ich mich ohne diese „deutschen Augen“ gar nicht empört. Aber ich wurde richtig böse, als ich das sah:
Wir sitzen in einer Ecke auf dem Krankenhaus-Flur. Wie immer vergeblich: Ich versuche Rita vorsichtig beizubringen, daß sie nicht so viel essen soll. Mit gleichem Erfolg könnte ich gegen eine Betonwand sprechen. 10 Hungerjahre in Sibirien haben in ihrem Kopf für immer eingemeißelt: Essen, um zu überleben. Keine Aussicht auf Erfolg für meine Parole: Weniger essen, damit totales Übergewicht dem Leben nicht ein frühes Ende bereitet. Herz, Kreislauf, Gelenke, Diabetes, Blutdruck. Kein Arzt der Welt kann Rita mit solchen Argumenten überzeugen. Und ich – der Bruder, der im „goldenen Westen“ aufwachsen durfte, der Hunger in Sibirien nur aus Büchern und Erzählungen kennt......mit welchem Recht spreche ich von „Freß-Enthaltsamkeit“?
Da kommt die Hilfsschwester mit dem Mittagessen-Wagen um die Ecke gebogen. Teller, Tassen, Bestecke. Der Wagen ist voll. In der Mitte des Wagens ein simpler Putzeimer, Blech, grau emailliert. Es dauert einen Moment, bis ich kapiere. Erst der gleichmäßige Rhythmus der Handbewegungen macht mir die Lage klar. Im Putzeimer ist das Mittagessen. Suppe. Suppe, die aussieht wie weiße Matsch-Pampe.
Wie am Fließband geht das: „Rein“ mit der Kelle in den Putzeimer, klatsch auf den Teller, „peng“ auf den Nachttisch des Patienten. Ich bin geschockt – und keiner versteht mich. Weder meine Schwester Rita noch meine Großnich-

te Anna, die zwar schon mehr als ein Jahr in Deutschland studiert hat, aber in Lettland aufgewachsen ist.
„Wann kapieren sie endlich, daß man so mit Menschen nicht umgeht? Suppe im Putzeimer"...........und alles kommt wieder hoch, was sich bei mir angestaut hat. Die Menschenschlangen nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Lettland in den von mir eingerichteten Kleiderkammern, Suppenküchen und „Sorgenbüros". Jedem lettischen Mitarbeiter hatte ich 1000 Mal am Tag eingetrichtert: „Behandelt die Menschen nicht wie Bettler. Laßt sie nicht würdelos in der Warteschlange stehen. Begrüßt jeden, gebt jedem die Hand und eine Tasse Tee oder Kaffee. Keiner, der hier um Hilfe bittet, darf sich erniedrigt fühlen."
„Protams", sagen sie nur – „natürlich." „Der Deutsche ist verrückt"..... das denken sie vermutlich. Von mehr „Menschenwürde" spricht die kommunistische LINKE heute wieder in Deutschland. Das letzte Fünkchen Würde hatten sie den Menschen geraubt – als sie noch an der Macht waren. Die stinkenden Altenheime, die ich besuchte, die erbärmlichen Waisenhäuser mit verängstigten Kindern, denen wie selbstverständlich „Beruhigungs-Saft" gegeben wurde. Treppenhäuser mit dem penetranten Geruch ungereinigter öffentlicher Toiletten, leere Regale in gräßlichen Einkaufsläden, Schlachterläden, in denen weiße Kacheln dominierten, nicht Fleisch oder Wurst. Vor allem die Krankenhaus-Besuche. Kein Verbandsmaterial, Bettwäsche mußten die Patienten mitbringen. Medikamente? Ärzte, die erst untersuchen und behandeln, wenn unter dem Tisch westlicher Kaffee oder Dollar-Scheine den Besitzer wechselten. Die Hilfs-„Visiten" in etlichen lettischen Krankenhäusern waren mir ein Greuel. Kein Anklopfen an den Türen der Patienten. Tür aufgerissen, rein, Patienten als Nummern. „Menschliche Würde", von der die Linken auf unverschämteste Weise heute wieder sprechen.........
ich habe sie erlebt. Die Menschenwürde zählte für Kommunisten nicht viel. Sie haben die Seelen der Menschen zu Wüsten gemacht. Herzen zu Stein, Gehirne trockneten ein



und Phantasie wurde vergessen, weil sie lebensbedrohlich sein konnte.
Homo sowjeticus – den „sowjetischen Menschen". Sie wollten ihn schaffen, sie haben ihn geschaffen. „Mindestlohn und Gerechtigkeit" heißen seine neuen Parolen im Westen. Und in lettischen Krankenhäusern gibt es nach wie vor Suppe aus dem Putzeimer. Mir wird speiübel, wenn ich auf deutschen Mattscheiben Gysi, Lafontaine & Co. sehe. Menschenwürde der Linken. In Sibirien – da hat meine Familie diese „Menschenwürde" erlebt. Mein Bruder Janis war noch ein Kind, als er dort verscharrt wurde. Auf dem „Friedhof" steht heute ein russischer Supermarkt.
Suppen-Pampe im Putzeimer. Was die für Gedanken aufweckt......

Oma Schuster und die „Moral"

Es ist ja schon immerhin fast 40 Jahre her – da war die Moral noch weniger locker als heute. Und ein Besuch des Pariser „Moulin Rouge" – das war schon......ohlala! Auf ihren jährlichen Ausfahrten hatte die Landfrauen-Vereinigung aus dem niedersächsischen Bissenhausen die deutsche Karte weitgehend ausgereizt. Von Helgoland bis Rothenburg ob der Tauber, von Westerland auf Sylt bis Garmisch-Partenkirchen – und vom Harz bis zum Schwarzwald. Alles gesehen, alles gehabt. „Da muß was Besonderes her"...... so die Landfrauen-Chefin, eine resolute Bäuerin mit 500 Hektar Ackerland. „Reeperbahn in Hamburg?" Der Vorschlag kam ein wenig zögernd, ziemlich leise gesprochen. So, daß Oma Schuster das Wort „Reeperbahn" nicht hören konnte. Oma Schuster ist 86 Jahre. Ehrenpräsidentin der Landfrauen – und ziemlich schwerhörig. Wer weiß, wie Oma Schuster auf das Wort „Reeperbahn" reagiert.
Omas Schusters Gesicht zeigte keine Regung. Nichts verstanden, bewußt überhört? Wie auch immer. Oma Schuster blieb stumm. Der Vorschlag Reeperbahn blieb nicht lange auf der Tagesordnung. Zwei Argumente sprachen gegen die Reeperbahn in Hamburg. 1. Dann wollen auch unsere Männer dahin. 2. Das ist nichts für Frauen.
Im Trubel der Vorschläge ging unter, von wem schließlich der Vorschlag „Paris" kam. Louvre, Eiffelturm, Champs-Elysees, das Grab von Napoleon, Notre Dame, Versailles. Aus irgendeiner Ecke – keiner wußte hinterher mehr genau von wem – der zaghafte Einwurf: „Vielleicht auch Moulin Rouge?" Nur sehr leise gesprochen. Oma Schuster im Raum! Oma Schuster mit ihren 86 Jahren.......und die Moral. Nein – Landfrauen bleiben „sauber". „Moulin Rouge – i gitt"..... kam es aus einer anderen Ecke. Wurde aber nicht so ganz für voll genommen. Das „i gitt" war von der Falschen. „Verhältnis mit dem Postboten"......munkelten die anderen.

Schließlich Kompromiß. Mit einem Reisebüro aus der Kreisstadt Diepholz wurde für Paris ein „Kulturprogramm" zusammengestellt. Ganz alleine Kultur – nicht ganz allein. Denn an einem Abend – aber wirklich nur an einem einzigen Abend – da stand auf dem Programm auch „Besuch des Moulin Rouge – freiwillig". Das Wort „freiwillig" dick unterstrichen.
Oma Schusters Gesicht blieb regungslos. „Hat sie wohl nicht kapiert", mutmaßten die Damen. „Gut so, hat sie nicht kapiert." 47 Landfrauen und ein Reisebus nach Paris. Zwischen deftigen „Wurststullen mit dick Butter"...... Reiseprospekte von Paris. Moulin Rouge. Das berühmteste Varieté der Welt. Im Pariser Stadtviertel Montmartre am Place Blanche. Im Jahr 1889 von Joseph Oller erbaut und am 6. Oktober desselben Jahres eröffnet. Der Name geht zurück auf die bekannte Nachbildung einer roten Mühle auf dem Dach. Die berühmtesten Stars der damaligen Zeit traten dort auf. Die Werbeplakate von Henri de Toulouse-Lautrec und zahlreiche Nachdrucke machten die Künstler und das Moulin Rouge berühmt.
Bald war jedem klar: Das Moulin Rouge nimmt es nicht so genau mit „Sitte und Moral". Machte wohl gerade den Reiz aus. Anfangs war mit den Bein-schwingenden Can-Can-Tänzerinnen schon die Schwelle des Erträglichen erreicht. 1964 hielt manch einer den Atem an. Auf der Bühne wurde ein „Aquarium" installiert. Ein Aquarium, in dem splitternackte Tänzerinnen schwammen. Und dann die Bissenhausener Landfrauen. Zum „freiwilligen Besuch" des Moulin Rouge kamen sie alle. Alle 47 Landfrauen aus Bissenhausen. Auch Oma Schuster.
Beim Can-Can – da klatschten sie mit. Nur Oma Schuster – die rührte sich nicht. Ziemlich gelangweilt sah sie aus an diesem Abend. Irgendetwas brabbelte sie vor sich hin. Aber was.........das ging unter in der lauten Musik.
Dann als Haupt-Attraktion die Aquarium-Nummer. Moral hin, Moral her. Sie waren schön die Damen, die dort freizügig ihr Wasser-Ballett aufführten. Von den Landfrauen klatschten nur die Mutigsten. Und zum Erstaunen



aller: Auch Oma Schuster applaudierte. Heftig sogar. „Die hört schlecht, die sieht schlecht. Die hat gar nichts mitbekommen“...... zischelten einige der Damen „Gut so – ein Glück, Oma Schuster hat diese Schande gar nicht mitbekommen.“
Zwei Wochen später wieder Mitgliederversammlung der Landfrauen-Vereinigung Bissenhausen. Die, die beim Aquarium nicht geklatscht hatten, die ließen jetzt erst richtig Dampf ab. „Pfui“...... schimpfte eine....., „so was gehört sich nicht.“ „Die sollten sich schämen“..... meinte eine andere: „Franzosen sind eben doch anders als wir Deutsche. Die haben es ja noch nie so genau genommen mit der Moral.“
Und plötzlich staunte jeder. Oma Schuster räusperte sich laut: „Ick heb das allns mitbekom“, sagt sie in ihrem breiten Plattdeutsch. Ich habe das alles mitbekommen. „Ick wet gornich, watt ihr heppt. Mi hett das allns god gefalln.“ Ich weiß gar nicht, was ihr habt. Mir hat das alles gut gefallen.
Und demonstrativ pult sie sich aus dem Ohr ein kleines Hörgerät, kaum sichtbar – und putzt ihre neue Brille. Hörgerät und Brille – das hatte Oma Schuster auch schon im Moulin Rouge in Paris. An diesem Abend redeten die Damen nur noch über das Kulturprogramm in Paris. Oma Schuster mit ihren 86 Jahren, die schmunzelte in sich hinein.
Übrigens: Später sagte Oma Schuster noch, daß ihr die Can-Can-tanzenden „Hupfdohlen“ einfach zu langweilig waren – und deswegen hatte sie auch angeblich nur „sehr verhalten“ geklatscht. Oma Schuster mit ihren 86 Jahren! Wer hätte das gedacht.

Jopie – warum nur?

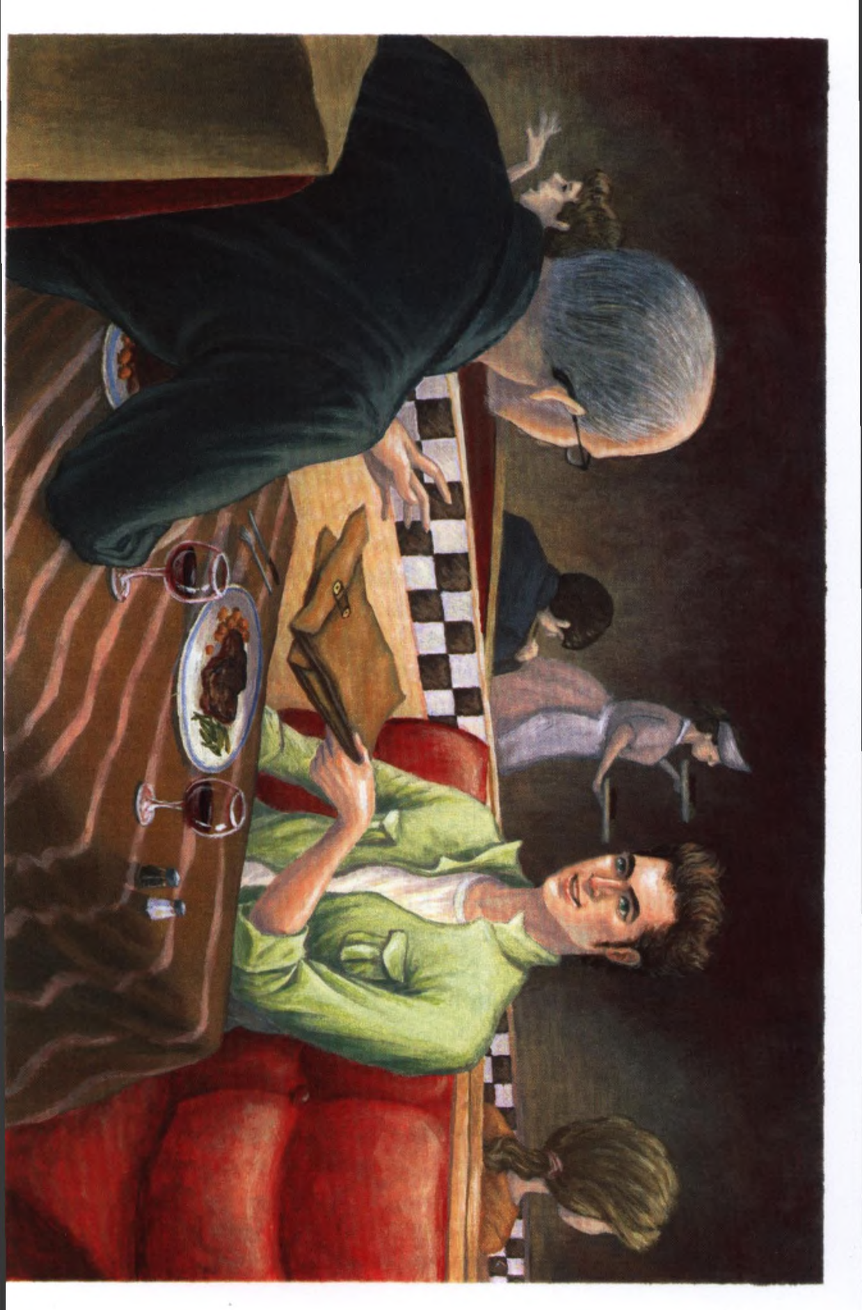
Auf einer Auktion in der Wiesbadener Taunusstraße hab' ich vor mehr als 30 Jahren für wenig Geld ein verrücktes Ölgemälde ersteigert. Ein ziemlich großer „Schinken" mit wuchtigem Rahmen. Das Bild einer reichen, alten Frau. Selbstgefällig betrachtet sie sich im Spiegel. In der Hand eine zarte rosafarbene Rose, die signalisieren soll: „Ich bin noch so frisch und schön wie die Rose in meiner Hand." Im Hintergrund zwei pralle, vollbusige Mädchen, die die alte Frau schmücken. Schleifen, Federn, Firlefanz. Die alte Frau trägt ein Kleid mit weitem Ausschnitt. Knochige Hände, faltiger Hals und Einblicke in weibliche Reize, die sie besser gnädig bedecken sollte. Wie alt mag sie auf dem Gemälde sein? So um die 75 – denke ich.
Das rund 250 Jahre alte Bild, an dem auf der Auktion – außer mir – niemand interessiert war, soll wohl soviel sagen: Diese eitle und selbstgefällige Frau verletzt die Würde des Alters. Eine Dame wäre sie bei passender Bekleidung, bei der richtigen inneren Einstellung zum Alter.
Immer wenn ich an diesem in meinem Flur hängenden Bild vorbeigehe, denke ich an Johannes Heesters. Johan Marius Nicolaas Heesters, geboren am 5. Dezember 1903 in Amersfoort, Niederlande. Seit 1936 lebt er in Deutschland, ist der älteste aktive darstellende Künstler, weltweit. 1997 wurde er so in das Guinness-Buch der Rekorde eingetragen.
„Ich werde 100 Jahre alt – und das könnt ihr mir glauben"...... schmetterte er vor einigen Jahren. Stimmt. Er ist sogar deutlich älter geworden......als „nur" die anvisierten 100.
Was für ein Leben hatte dieser Mann! Er war der Jüngste von vier Söhnen eines holländischen Kaufmanns. Mit 16 stand sein Entschluß fest: Ich will Schauspieler werden. 1921 erster Bühnenauftritt. 1930 heiratete er die belgische Schauspielerin Louise H. Ghijs, mit der er bis zu ihrem Tod 1985 verheiratet blieb. Zwei Töchter aus dieser Ehe. Die eine Pianistin in Wien, die andere Schauspielerin in Hamburg.

1938 sang er in Berlin die Rolle des Grafen Danilo in der „Lustigen Witwe". 35 Jahre sang er als Graf Danilo, machte daraus die Paraderolle für ihn schlechthin.
Zu Unrecht wird ihm vorgeworfen, den Nazis gedient zu haben. Es ist ja auch einfach, nach mehr als 60 Jahren „Mut gegen Nazis" von denen einzufordern, die damals lebten......wenn man selber Diktatur nie erleiden mußte. Einen Beitritt zur NSDAP lehnte Johannes Heesters ab – und noch 1938 gastierte er demonstrativ mit einer jüdischen Theatergruppe, die aus Deutschland nach Holland geflüchtet war. „Nazi" – so nennen „Gutmenschen" Johannes Heesters wohl deswegen, weil Adolf Hitler mehrmals Aufführungen besuchte, in denen er die Hauptrolle in der „Lustigen Witwe" sang.
Nach dem Krieg ging es weiter mit der Musik. Die lustige Witwe von Franz Lehár wurde durch Johannes Heesters zum Dauerbrenner. 1600 Mal stand er mit dieser Rolle auf der Bühne.
Von der Goldenen Kamera bis zur sechsmaligen Verleihung des Bambi, des Ehrentitels „Kammersänger" bis zu den Verdienstorden der Bundesländer Berlin und Bayern. Ehrenpreis der Stadt Wien, Ehrenmitgliedschaften da, da, da und da.
105 pralle Jahre. Warum beläßt dieser gute Mann es nicht dabei? Ich habe tiefen Respekt vor dem Alter. Aber alles hat seine Zeit. Johannes Heesters verletzt in meinen Augen die Würde des Alters, wenn er sich erblindet und wie ein lächerlicher Clown auf der Bühne vorführen läßt. Johannes Heesters und das alte Ölgemälde im Flur meiner Wohnung – ja, da gibt es wirklich Gemeinsamkeiten. Jopie – warum nur?


Maxim
Die Lustige Witwe

Mein Freund, der Mörder

Ich kenne einen Mörder und habe zusammen mit ihm Mittag gegessen. Unsere Bekanntschaft begann so:
Unter den vielen Briefen, die ich täglich bekomme, war mir dieser eine ganz besonders aufgefallen. So eine schöne Handschrift. Meine eigene ist gräßlich. Wer keine schöne Handschrift hat, erfreut sich gern an den „gestochenen" anderer. Blaue Tinte auf weißem Papier. Edel. Feiner als Kugelschreiber oder Filzstift.
Absender des Briefes ein junger Mann aus Süddeutschland. Postfach-Adresse. Dem Brief lag ein kleines Bild bei: Gelbe Rose, aus deren Blütenkelch ein Kindergesicht lacht. Vorschlag für eine Geburtstags-Postkarte, die ich an Freunde versenden soll. Tusch-Malerei.
Zumindest zum Geburtstag und zu Weihnachten sollten wir an gute Freunde denken. Ein kleiner Kartengruß wirkt manchmal wie ein heller Sonnenstrahl im grauen Alltags-Einerlei.
„Ich bin 23 Jahre alt, möchte später bei Ihnen im Büro mitarbeiten, eine Jugendgruppe aufbauen und anderen Menschen helfen"...... schreibt der Unbekannte. Mittlere Reife. Tischler von Beruf. Prüfung mit der Supernote „Sehr gut" abgeschlossen. Ich antworte freundlich, ausführlich. Bei jungen Leuten weise ich immer darauf hin, daß sie berufliche, schulische und politische Probleme bekommen können, wenn sie sich zu uns bekennen und aktiv konservative Politik betreiben möchten. Die „Toleranz" der Linken. Junge Menschen sind meist Idealisten, können die Folgen noch nicht ganz abschätzen. Deswegen lasse ich solche Angebote immer „langsam angehen".
Nach dem vierten Brief schlage ich vor: „Laß uns telefonieren. Wie kann ich Sie erreichen? Die Antwort kommt prompt: „Bin telefonisch schwer zu bekommen. Ich rufe selber an." Zwei Tage später ein Anruf. Mein Briefschreiber aus Süddeutschland. Traben-Trarbach. Romantisches Städtchen an der Mosel. Sympathische Stimme. Hell, freundlich, klar.



Ich komme gleich zur Sache. Treffen in Hamburg oder Treffen in Traben-Trarbach? „Ich hab nicht viel freie Zeit, Traben-Trarbach wäre besser“ – so die Antwort. 14 Tage später sehen wir uns in einem gemütlichen Weinlokal an der Mosel. Mein „Brieffreund“ sieht aus wie ein kleiner Junge – so wie 16 oder 17. Nicht wie 23. Gute Tischmanieren, freundliches Auftreten. Grüne Augen, dunkelblonde Haare, schlanke Figur, nicht größer als 1,65 Meter. Für mich ein halbes Kind. „Mein Chef hat mir den halben Tag freigegeben“...... sagt er. „Die Linken kann ich nicht leiden. Die reden von Freiheit – meinen aber nur die eigene, wollen jedem ihre Ideen aufzwingen. Wer gegen Links ist, der ist für die gleich Faschist.“
Ich gebe zu: Die „Musik“ gefällt mir. Schon als 16jähriger habe ich so gedacht.
Ich staune, als der junge Knabe ein wenig tiefgründiger wird, Marx, Engels, Lenin zitiert. Tischlergeselle ist er, kein Politologie-Student.
„Woher weißt Du das alles?“...... frage ich erstaunt, inzwischen zum „Du“ übergewechselt. „Ich lese in meiner freien Zeit viel über Geschichte und Politik.“
Wir essen Hirschbraten, trinken einen leichten Mosel. Nicht zu trocken. Ich bin kein Freund trockener Weine. „Das Essen ist herrlich“, strahlt der junge Mann. „Ich bin das nicht gewohnt.“
Journalisten sind Bohrer, dringen mit ihren Fragen tiefer und tiefer ins „Holz“. Der Knabe gefällt mir. Gern würde ich ihn für die politische Arbeit gewinnen, will aber erst mehr über ihn wissen. Nach fast drei Stunden verabschieden wir uns, vereinbaren vier Wochen später einen neuen Termin. „Bis dahin kannst Du überlegen“...... sage ich zum Abschied.
Als ich mit meinem Wagen abfahre, winkt er lange hinterher. Aus den vier Wochen werden acht Wochen. „Hab im Moment keine Freizeit“...... schreibt er mir mit seiner schönen Handschrift.
Dann wieder Treffen in Traben-Trarbach. Gleiches Restaurant, wieder die „Empfehlung des Hauses“: Hirschbraten.

Mein junger Freund ist heute anders als beim vergangenen Treffen. Er druckst herum, will mir etwas erzählen, traut sich nicht. Ich spüre es deutlich. „Du willst mir was sagen“...... schlage ich die Brücke. „Ja – da ist noch was“...... sagt er. „Ich sitze im Gefängnis, habe nur Freigang.“ Verstohlen wischt er sich eine kullernde Träne aus dem Gesicht, die auf der Oberlippe gelandet ist. „Du mußt mir nicht sagen warum“...... sage ich...., „aber es wäre ehrlicher.“
„Das war wie in der Bibel“, flüstert er fast, „wie bei Kain und Abel. Der eine Bruder erschlägt den anderen. 10 Jahre hab' ich bekommen. Geht alles gut, wird mir im kommenden Jahr ein Teil der Strafe erlassen, dann komme ich frei. Nach fünf Jahren.“
Dann legt er eine dicke Gerichtsakte auf den Tisch. „Sieh selber“.... ermuntert er mich und blättert eine bestimmte Seite auf...., „lies.“ Ich überfliege die Seite. Mord aus Eifersucht. Zwei Brüder, die sich in das selbe Mädchen verliebt hatten.
„Ich muß heute eher gehen“.... sagt mein Freund, dessen Namen ich nicht nenne. „Ich melde mich wieder. Danke für alles.“
Mehr als 10 Jahre liegt das Treffen zurück. Mein Freund aus Traben-Trarbach hat mich nie wieder angerufen, meine Post kam mit dem Vermerk zurück „Unbekannt verzogen“.

Die alte Dame

Eigenartig diese runde Papprolle, die mir der Paketbote brachte. Kaum Gewicht und etwa 1,50 Meter lang. Wie ein verpacktes Rohr aus Aluminium. Absender: Ein mir unbekannter Name aus München. Die braune Papprolle ist mehrfach mit Klebeband gesichert. Nur mühsam läßt sie sich mit einem scharfen Brotmesser öffnen. Es gibt doch diese aufgeschäumten Plastikfolien mit Luft-Noppen. Federleicht – ideal zum Verpacken von Geschirr oder empfindlichen Geräten, die beim Verschicken oder Transporten geschützt werden müssen. Damit ist der Paketinhalt eingewickelt – und noch einmal mit Klebeband gesichert. Das Auspacken dauert seine Zeit. Dann staune ich. Vor mir ein edler, ebenholz-schwarzer Handstock mit silbernem Knauf. Fein ziselierter Löwenkopf – aus längst vergangener Zeit. Das „Raubtier" hat Augen – zwei kleine, goldgelbe Safire. Ein Paradestück. Am Ende des Gehstocks ein solider, propperer Gummistöpsel – dunkelrot. Er paßt nicht so ganz. Schwarz wäre besser.
Kein Brief, keine Notiz. Nichts. Einfach nur der wunderschöne Stock. Die Telefonauskunft kennt nicht den Namen, der als Absender auf dem Paket steht. „Keine Eintragung im öffentlichen Telefonverzeichnis" – sagt mir das Fräulein von der Auskunft. Aber so ganz, ganz langsam kommt es bei mir an. Da war doch diese alte Dame aus dem Nachbarhaus. Ehemalige Lehrerin. Fast jeden Abend traf ich sie bei meinem Marsch „rund um den Häuserblock" an der Hamburger Alster. Schritt für Schritt, behutsam, drehte auch sie ihre abendliche Runde. So um die 85 Jahre alt. Ich blieb immer stehen, wechselte mit ihr einige freundliche Worte, wünschte einen guten Abend. Dann ging sie weiter. Klack, klack, klack. Mit einem schwarzen Spazierstock. Gut zu Fuß war sie nicht mehr. Ein kleiner Gehwagen wäre für die alte Dame sicherer gewesen als der Stock. Dieses „klack, klack, klack" hörte sich gut an – Vertrauen erweckte es bei mir nicht. Ich fragte die alte Dame nicht, ging in ein Orthopädiegeschäft, Mundsburg/Hamburger



Straße. Gummiproppen für einen Spazierstock wollte ich. Schwarze Gummiproppen für einen schwarzen Spazierstock. Vor allem rutschfest.
Schwarz war ausverkauft. Nur noch dunkelrot. Ich nahm gleich 5 an der Zahl. Die Dinger nutzen ja ab. Tags darauf traf ich beim Häuserblock-Rundgang wieder die alte Dame. Ich mußte sie nicht lange überzeugen. Sie akzeptierte sofort, daß ich einen der Gummiproppen am Spazierstock anbrachte. Zack – saß er drauf. Fest, sicher, solide. Schwarz wäre schöner gewesen – aber dunkelrot ist besser als gar nichts. Die vier anderen Gummiproppen steckte meine Spaziergang-Freundin in ihre Manteltasche.
Dann ging ihr Rundgang weiter. Ohne das mir seit fast 15 Jahren vertraute „klack, klack, klack". Rutschfest und sicherer.
Vielleicht 6 Monate später sagte sie mir: „Ich ziehe um. Zu meinem Sohn nach München. Ich schaff es nicht mehr allein. Und ins Altenheim – nein, ich möchte nicht."
Beim Sohn würde sie es gut haben – da war sie sicher. Keine Probleme mit der Schwiegertochter – und die Wohnung: 6 ½ Zimmer. „Da gehen wir uns nicht auf die Nerven." Vier Wochen später stand der Möbelwagen vor der Tür. „Schade" – sagte ich, „ich werde Sie beim Spaziergang am Abend vermissen." Sie lächelte.
Ein gutes halbes Jahr später Post von der alten Dame. „Mir geht es gut. Die Entscheidung war richtig. Nur Hamburg fehlt mir – und der Spaziergang an der Alster. Grüßen Sie die Alster."
Freundlich schrieb ich zurück. Aus. Das wars. Ich hörte nichts mehr von ihr. Bis das Paket kam. Und zwei Tage später ein Brief aus München. Vom Sohn der alten Dame. „Es war der Wunsch meiner Mutter, daß Sie nach ihrem Tode den Spazierstock bekommen." Im Brief die Telefonnummer. Ich rief an. „Meine Mutter hat oft von Ihnen gesprochen und mir die Geschichte von den Gummiproppen für ihren Spazierstock erzählt. Für meine Mutter waren das mehr als fünf simple Gummiproppen. Diese kleinen, dunkelroten Dinger von Ihnen haben ihr das Gefühl ver-

mittelt, da gibt es noch einen, dem es nicht völlig egal ist, wie es mir geht. Die Welt ist so egoistisch geworden. Jeder denkt nur an sich."

Mir fiel ein abendliches Gespräch mit meiner Spaziergang-Freundin von der Alster ein. „Die Gummiproppen sind gut. Jetzt brauche ich keinen Gehwagen. Danke junger Mann." Mit 60 war ich „jung" für sie. „Die Zeit läuft schnell", sagte sie freundlich. „Wer weiß, irgendwann brauchen vielleicht auch Sie so einen Spazierstock." Wir wünschten uns einen guten Abend – und jeder drehte seine Runde für sich allein.

Pudding an die Wand nageln

Politiker ohne Ecken und Kanten – die kann ich nicht leiden. Noch weniger Sympathie habe ich für „Volksvertreter", die das Maul nur so aufmachen, wie es die „politische Korrektheit" vorschreibt. Feige Politiker, die nicht zu ihrem Wort stehen, widern mich an.
Ich weiß – das hört sich hart an. Aber so denke ich nun einmal, hab auch nicht die Absicht, mich da zu ändern oder anzupassen.
Das alte ZDF-Schlachtroß Gerhard Löwenthal war ein mutiger Mann. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Damit eckte er an. Seiner Meinung blieb er trotzdem treu. Professor Holzamer, damals ZDF-Intendant, mußte oft vermitteln, wollte Löwenthal „weichspülen". Der lehnte dann mit dem Satz ab: „Es ist einfacher Pudding an die Wand zu nageln, als mich zu ändern." Manchmal bekam dieser Satz mit dem Pudding bei ihm auch eine andere Richtung. Dann schimpfte er über den ihm zu „weichen" Fernsehchef, sagte sinngemäß: „Es ist einfacher einen Pudding an die Wand zu nageln, als den auf klare Aussagen festzulegen." Pudding an die Wand nageln – ein verrückter Satz. Aber er paßte.
Franz Josef Strauß hielt nichts von politischem Pudding. Auch Kurt Schumacher von der SPD nicht. Oder Fritz Erler. Oder Helmut Schmidt. Herbert Wehner war mir ein Greuel – aber ich gestehe: Seine Reden haben aufgewühlt, waren mir 1000 Mal lieber als das Geseiche der Pofalla-Neuzeit-Weichgespülten. Redeschlachten zwischen Strauß und Wehner im Deutschen Bundestag – das war Politik nach meinem Geschmack.
Ist Mut eine überholte Tugend in der Politik? Es sieht so aus. Hier einige Beispiele:
Immer wieder diese schrecklichen Meldungen von umgebrachten Kindern in der ehemaligen „DDR". Im früheren Machtbereich der Kommunisten werden kleine Kinder sehr viel häufiger umgebracht als in den alten Bundesländern. Statistiker haben errechnet: Fast fünfmal so oft!



Der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt schlug Alarm. Professor Dr. med. Wolfgang Böhmer, Frauenarzt, geboren 1936 in der Oberlausitz, aufgewachsen in der „DDR". Er versteht sein Fach, gilt weder als Emporkömmling noch als „angepaßt". Sein Kommentar zu den toten Kindern im Osten: Das Umbringen von Kindern in der ehemaligen „DDR" war „für manche ein Mittel zur Familienplanung". „Vor allem" eine „leichtfertige Einstellung zum werdenden Leben" in den neuen Bundesländern sei dafür verantwortlich.
Hier sprach nicht nur der Politiker, sondern auch der einstige Chefarzt an der Uni-Klinik Wittenberg, erfahrener Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe.
Mir fiel sofort die kleine Anna aus Riga ein. Die Mutter wollte sie „abtreiben". Schon das Wort allein finde ich schrecklich. Das hört sich so an wie „faulen Zahn rausreißen", verniedlicht die Vernichtung von Menschenleben schon rein sprachlich. Die „Abtreibung" ging schief. Anna kam schwerstbehindert zur Welt. Ich setzte alles in Bewegung, um dem Kind zu helfen. Operationen in deutschen Spezialkliniken, Bewegungstherapie, teure Gehhilfen, an die deformierten Beinchen angepaßte Schienen. Zumindest ein wenig wollte ich das Leben des Kindes erleichtern.
Vom Vater war mir das Kind ins Büro getragen worden. „Letzte Hoffnung", Tränen in den Augen. Wie oft habe ich das schon erlebt. Was er zunächst verschwieg: Vor Anna hatte seine Frau – er war damit einverstanden – bereits neunmal (!) ungeborene Babys in ihrem Leib „abgetrieben". „Pech", sagte sie später, „daß es bei Anna danebenging."
Über die neun Abtreibungen sprachen Annas Eltern wie über das Wetter. Kinder „abtreiben" – das war im Kommunismus ganz klar und unverhüllt ein Mittel der Familienplanung. Wer das Gegenteil behauptet, lügt, verschließt die Augen vor der Wahrheit. In China wurden und werden Frauen immer noch bestraft, wenn sie mehr als ein Kind zur Welt bringen. „Mehr Kinder sind für unser Volk

unmoralisch", sagt die KP. Die Logik ist klar: Ungeborene Kinder umzubringen – das ist moralisch.
Kein Glaube an Gott, andere Moralbegriffe, nur Glaube an das Materielle – so sind sie aufgewachsen, die Menschen im Kommunismus. Erst spät begriff ich, wieso Annas Mutter über ihre „Abtreibungen" sprach..... als sei das gar nichts.
Wolfgang Böhmer, Frauenarzt und Moral-Erfahrungen im Kommunismus, kannte das ja viel besser als ich. Für viele seiner Kollegen war das „Abtreiben" „tägliches Handwerk".
Wolfgang Böhmer beschrieb korrekt die innere Einstellung der im Kommunismus aufgewachsenen Menschen. Und dann setzte das Geschrei der „Gutmenschen" ein. Das sind diejenigen, die Straßentunnel für laichende Frösche bauen und Kreuze aufstellen, wenn störende Bäume abgehackt werden müssen und zur gleichen Zeit vom „Recht auf den eigenen Bauch" sprechen, auf Titelseiten von Illustrierten stolz bekennen „Ich habe abgetrieben".
Sie kennen die weitere Geschichte. Böhmer entschuldigte sich für seine Äußerungen. „Aufgrund eines Fehlers in der Staatskanzlei wurde das Interview freigegeben. Dadurch ist ein falscher Eindruck entstanden."
Wolfgang Böhmer. Und ich hatte ihn für „mutig" gehalten.
Die Wilhelm Gustloff. Menschliche Tragödie. Rund 9000 Tote. Im Januar 1945 elendiglich abgesoffen in der eisigen Ostsee. Frauen, Kinder, Flüchtlinge. Ein Kriegsverbrechen monströsen Ausmaßes. Die Kommunisten in Moskau zeichneten den U-Boot-Kommandanten aus, der den Befehl gegeben hatte „Torpedos los".
Das Thema blieb in Deutschland weitgehend tabu. Ein völlig unbekannter Mann aus Schleswig-Holstein konnte nicht vergessen. Er war an Bord der Gustloff – als das Schiff sank und die Menschen verzweifelt um ihr Leben kämpften. Ganze 19 Jahre alt. „Ich dankte Gott, daß er mir einen Platz im Rettungsboot gab"....... sagte er mir vor einigen Jahren. Dann schrieb er Bücher. Bücher über

die Gustloff und deren Ende. Ein „kleiner" Mann. Keine schriftstellerischen Meisterleistungen. Mußte auch nicht sein. Erinnerungen, Fakten, geschichtliche Wahrheit. War wichtiger als geschliffene Feder. Ich half dem Mann bei der Verbreitung seiner Bücher, lud ihn zu Vorträgen bei den Deutschen Konservativen ein. Auf zwei Kongressen sprach er über das vergessene Kriegsverbrechen „Wilhelm Gustloff", hielt damit die Erinnerung wach. 1000 kleine Bronze-Glocken ließ ich in Innsbruck gießen. Nachbildungen der Original-Gustloff-Glocke, die die Polen aus der Ostsee geborgen und in einer Kneipe zur „Belustigung" aufgestellt hatten. Der „letzte Passagier der Gustloff" – wie er genannt wurde – verteilte einige dieser Glocken.
Vielleicht schlug auch dem einstigen SS-Mann und Friedensnobelpreisträger Grass das schlechte Gewissen. Wer weiß? Tatsache ist, daß irgendwann auch er an das Schicksal der Gustloff erinnerte. Bald darauf – fast ein Wunder: Ein Gustloff-Film im Fernsehen.
Interview mit einem der letzten Überlebenden im ZDF. Mein alter Freund. Der Bücherschreiber. Der Mann, der auf konservativen Kongressen über das „monströse Kriegsverbrechen" beim Versenken der Gustloff gesprochen hatte. Der kleine Mann aus Schleswig-Holstein. Einmal in seinem Leben vor der Kamera. „Nein" – ein „Kriegsverbrechen" – das war die Versenkung der Gustloff nicht. Schließlich waren da ja auch Soldaten an Bord.........und sowieso: Die Deutschen. Schließlich hat Hitler ja den Krieg begonnen.
Der kleine Buchschreiber aus Schleswig-Holstein, Herr Böhmer aus Sachsen-Anhalt und auch Herr Oettinger aus Baden-Württemberg beim Thema Filbinger – wie treten die eigentlich eines Tages vor ihren Herrgott?
„Wir mußten uns der politischen Korrektheit anpassen"...... oder was werden sie dem da oben sagen?

Verschwiegene Reportage

Er war ein Schmarotzer, der auf Kosten anderer lebte. Zyniker, Fanatiker, Menschenhasser, Gottesleugner, Egoist. Es störte ihn nicht, daß seine Kinder entweder verhungerten oder sich aufhängten. Als seine Frau starb, ging er nicht zur Beerdigung, hatte „anderes zu tun". Trotzdem veränderte er die Welt wie kaum ein anderer. Karl Marx. In seinem Namen wurden Völker und Länder versklavt, 110 Millionen Menschen brutal ausgerottet. Doch die Idee dieses Mannes lebt noch immer. In Deutschland feiert sie sogar Wiederauferstehung. Ich erinnere mich an eine meiner interessantesten Reportagen, die ich vor einigen Jahren für die „Konservative Deutsche Zeitung" schrieb, die aber von keiner anderen Zeitung nachgedruckt wurde, weil sie so ganz und gar nicht ins Weltbild der heutigen Zeit paßt. Dabei ist sie spannend und interessant. Lesen Sie selber:
Nervös stehen sie schon um 15 Minuten nach 9 vor dem großen Friedhofstor. Besuchszeit... Ab 10 Uhr... so steht es in englischer Sprache am Eingang zum „Highgate Cemetery", dem schönsten Friedhof Londons aus victorianischer Zeit im Norden der 7-Millionen-Stadt. Um die Wartezeit abzukürzen, drücke ich einem Friedhofswärter 20 englische Pfund in die Hand – und leise knarrend öffnet sich der Eingang zu einer Welt, die im Jahre 1839 mit der Einweihung dieses Gottesackers begann. Glücklich steuern Sibylle Ribicki (53) und Georg Wandelberg (68) eine bestimmte Stelle des Friedhofs an. Ich folge ihnen, weil ich mir sicher bin, sie können nur ein Ziel haben: Das Grab von Karl Marx. Richtig.
Staunend beobachte ich die Szene. Immer und immer wieder umkreisen die beiden die große Grabstelle mit dem mächtigen Kopf des kommunistischen „Erlösers". Fotos von allen Seiten. Die Gesichter strahlen. Muslimische Pilger in Mekka. Christen am Heiligen Grab von Jerusalem. Wie die Bilder sich äußerlich gleichen. Erst nach einigen Minuten nehmen die beiden Deutschen Kenntnis von mir. Sie sind sicher: Auch ich bin „Genosse", Anhänger von

Karl Marx. Wer sonst würde schon das Grab ihres „Heiligen" besuchen. Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Eine Inschrift auf dem Grabstein auf Englisch. Ein wenig tiefer: Die Philosophen haben die Welt lediglich auf verschiedene Weise erklärt. Der Kernpunkt ist aber – sie zu verändern.

Kommunist „von Geburt an"

Er hat die Welt verändert – dieser Karl Marx. Wie kaum ein anderer zuvor. „In wunderbarer Weise" – so meinen Sibylle R. und Georg W. Die Frau ist überglücklich, vergißt beinahe ihre schwere Krebskrankheit. Stolz berichtet sie: „Geboren wurde ich am 17. Juni 1953 – um 10 Minuten vor 10. Schon am Tag meiner Geburt begann der Kampf." Sie deutet damit wohl das Niederknüppeln des deutschen Volksaufstandes an, der für sie eine Sünde gegen „Gottvater" Marx gewesen sein muß und „zum Glück" mit dem Sieg Walter Ulbrichts endete. „Kennst Du Wolfgang L.?" fragt sie, sieht mich ungläubig an, als ich verneine. Schließlich komme ich aus Hamburg – und dort ist Wolfgang L. einer der größten „Freiheitskämpfer der Antifa", hat sich eingesetzt für die Freiheit von Slobodan Milosevic und kämpft fast täglich gegen „Nazis". Bereitwillig gibt sie mir Adresse und Telefonnummer des „Freiheitskämpfers" L., den sie in Salzburg während einer Kur kennengelernt hat. Jetzt sprudelt es aus ihrem eher zurückhaltend wirkenden Begleiter, Rechtsanwalt G. aus Bad Doberan, heraus: Ich war bis zur letzten Minute dabei, war Funktionär bei der IG Transport und Nachrichtenwesen, Dienststelle Seefahrtsamt."

„Egon" kommt zu Besuch

„Egon wird uns bald besuchen. Er ist ja wieder frei", berichtet er mir glücklich – und meint Egon Krenz. Es läuft fast über, das Füllhorn des Glücks, als ich am Marx-Grab eine gammelige, weiße Schleife finde, auf der in krickeli-



ger Schrift ein Gruß an Karl Marx von der Kubanischen Botschaft steht.
Und schon weiß Sibylle R. von Castros Besuchen zu erzählen, als der „glückliche Arbeiter- und Bauernstaat DDR" noch bestand. „Fidel hatte es immer so mit den jungen Mädchen – und abends war er dann verschwunden. Ein toller Kerl."

Vergeblich suchen „Freiheitskämpfer" Lenin

Langsam wünsche ich mir, daß die seltsamen „Pilger" das Grab ihres „Gottes" verlassen. Ich mag es nicht mehr – diese Rolle als „Genosse". Meine Familie väterlicherseits – aus Lettland – wurde von den Nachfahren dieses „Gottes" in Sibirien umgebracht. Um die beiden loszuwerden, erlaube ich mir die Lüge: „Genossen. Wißt ihr eigentlich, daß es hier auf dem Friedhof auch noch eine Gedenkbüste von Lenin gibt?" Erstaunte Gesichter: „Nein – das wissen wir nicht."
Ich zeige in eine weit entfernte Richtung und bin froh, sie nach einigen Minuten endlich losgeworden zu sein, obwohl sie in ihrem fast religiösen Glück nicht unsympathisch wirkten – die „Freiheitskämpfer" und „Genossen". Vorher lassen sie sich aber noch strahlend vor Zufriedenheit mit mir am Grab von „Karlchen" fotografieren, und ich verspreche zum Abschied: „Ich schicke Euch eine Zeitung mit dem Foto und Bericht zu. Ihr werdet überrascht sein. Bestimmt." Dann verschwinden sie im Gewirr der vielen Grabsteine und suchen ihren zweiten Gott – Lenin.
War Karl Marx Satanist? Politik-Wissenschaftler Professor Dr. Hans-Helmut Knütter, alles andere als ein Linker, weist das entschieden zurück, meint: „Mit solch einer Behauptung kann man sich nur lächerlich machen. Marx war reiner Materialist." Ein Materialist glaubt weder an Gott noch an den Satan. Aber soviel kann wohl behauptet werden: Karl Marx machte sich zu seinem eigenen Gott, kannte nur einen Menschen – und der hieß Karl Marx. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß es in seinen

Schriften eine Vielzahl von Hinweisen gibt, die von nicht versponnenen Theologen als „klar satanisch" bezeichnet werden. Auch das ist sicher: Am Grab von Karl Marx gab es mehrfach satanische „Messen" von Teufelsanbetern. Das heißt: Sie halten ihn für einen der Ihren. Schwarze Gewänder, geballte Fäuste, Christuskreuze mit dem Kopf nach unten – siehe Zeichnung.

Hier einige Texte von Karl Marx, die ganz bewußt nicht veröffentlicht werden, weil niemand als „politisch unkorrekt" gelten möchte. Nach seinem Abfall vom evangelischen Glauben, zu dem er als Jude übergetreten war, schrieb er an seinen Vater:

„Ein Vorhang war gefallen, mein Allerheiligstes zerrissen, und es mußten neue Götter hineingesetzt werden."

Wenig später folgte dieses Gedicht:

> „Einen Thron will ich mir auferbauen,
> kalt und riesig soll sein Gipfel sein,
> sein Bollwerk sei ihm übermenschlich Grauen,
> und sein Marschall sei die düstere Pein!
> Wer mit gesundem Auge darauf sieht,
> soll tödlich blaß und stumm sich wenden,
> von blinder, kalter Sterblichkeit ergriffen,
> soll das Glück sein Grab bereiten."

In späteren Jahren schrieb Marx den Satz:
„Ich will mich an dem Einen rächen, der dort oben herrscht."
Als ein Erbonkel von Karl Marx im Sterben lag, schrieb er an Engels, der ihm verfallen war und ihn mit Unsummen finanzierte: „Stirbt der Hund jetzt, so bin ich aus der Patsche heraus." Seine eigenen Bücher, die für die Kommunisten bis heute eine Art „Bibel" sind, bezeichnete er selber als „Scheiße" und „schweinische Bücher". Er setzte seinen Lesern bewusst Schmutz vor.

Mit dem von ihm geschätzten Sozialisten Michail Aleksandroviè Bakunin bildete Karl Marx die „Erste Internationale". Bakunin im „Originalton":
„Sozialisten erkennen sich an den Worten: Im Namen dessen, dem ein großes Unrecht angetan worden ist. Der Teufel ist der erste Freidenker und Heiland der Welt. Er befreit Adam und drückt ihm das Siegel der Menschlichkeit und Freiheit auf die Stirn, indem er ihn ungehorsam macht."
Schließlich Engels nach einer Begegnung mit Marx über seinen Freund:

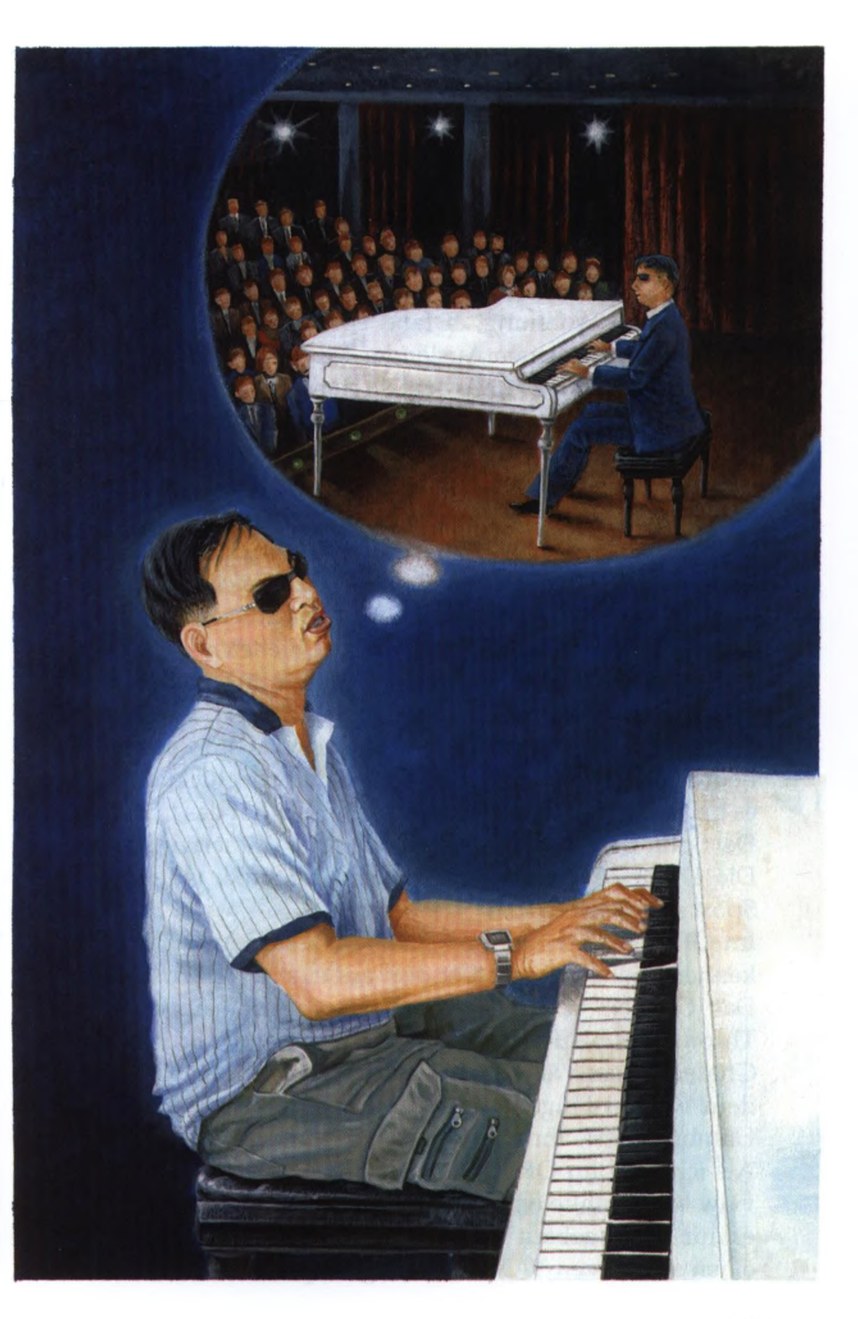
> „Wer jagd hinterdrein mit wildem Ungestüm?
> Ein schwarzer Kerl aus Trier
> ein markhaft Ungetüm.
> Er gehet, hüpfet nicht, er springet
> auf den Hacken
> und raset voller Wut, und gleich,
> als wollt er's packen
> das weite Himmelszelt und zu
> der Erde ziehn,
> streckt er die Arme sein weit in
> die Lüfte hin,
> geballt die böse Faust, so tobt
> er sonder Rasten,
> als wenn ihn bei dem Schopf
> zehntausend Teufel fassten."

Bevor ich London verlasse, sehe ich mir das Haus in London an, in dem Karl Marx von 1851 bis 1856 gelebt hat. Dean Street 28. Im Erdgeschoß das italienische Restaurant „Quo vadis?" (Wohin gehst Du?). Marx-Freunde können dort für 19,50 englische Pfund bei „Fragola mit Schellfisch und Pfefferminzsoße" über das Elend des „Proletariats" in der Welt diskutieren. Neben dem Marx-Haus ist ein Bordell – per Internet erreichbar unter www.sunsetstrip.co.uk.

Traum und Alptraum eines blinden Klavierspielers

Der Traum eines blinden Klavier-Spielers: Viele, viele Menschen im Konzertsaal. Begeisterter Beifall, Rufe nach „Zugabe" und eine Konzert-Tournee rund um den Globus. Alle sollen ihn hören, die Welt muß ihn sehen. Nur das eine: Publikum, Publikum, Publikum. Nicht, weil er sich für ein Musik-Genie hält oder Eitelkeit Herz und Kopf zerfrißt. Nein – der Wunsch sitzt tiefer, viel tiefer und hat seine Wurzeln in der Kindheit. Blind geboren in einem thailändischen Dörfchen im armen Nordosten des Landes – da wo die Zeit stehengeblieben ist und die Menschen nur in gräßlich engen Bahnen denken, weil sie ihr Dorf für „die ganze Welt" halten. Von den Eltern schamhaft versteckt. Schande der Familie, die angesehen war. Vater, Schul-Inspektor des Kreises. Und dann ein blinder Sohn. Sogar vor den Nachbarn verborgen – der reale Alptraum seiner Kindheit. Das soll sich nie wiederholen – und darum (nur darum) braucht er den Applaus möglichst vieler Zuhörer. Sie sollen ihn sehen, anfassen und sagen: „Es war schön, Herr Ood Pornpoj, bitte, spielen Sie weiter."
Geboren 1971. Damals war Thailand noch weit zurück. Selbst in der Hauptstadt Bangkok gab es kaum ein Haus – das höher war als Palmen in den tropisch-wuchernden Vorgärten. Heute mehr Wolkenkratzer als Palmen. New York stand Pate. Aber am Tag der Geburt von Ood Pornpoj – da war die Welt in Thailand noch anders. Vor allem in der Provinz. Am 16. Februar kam er zur Welt. 1971 galt Thailand noch als Entwicklungsland. Völlig „normal" der Glaube an gute und böse Geister, die Geburten so oder so lenken können. Der kleine Ood muß keinen guten Geist gehabt haben. Schon blind geboren. Zerstörter Sehnerv. Woran lag es? Die Eltern haben nie darüber gesprochen. Bis heute nicht.
Das erste Kind. Ein Sohn. So wichtig in Thailand. Und dann blind. Geschockte Eltern. „Es muß ja nicht jeder wis-

sen, nicht jeder sehen. Die Leute reden so viel." Ein Jahr später kam das nächste Kind zur Welt. Ein Mädchen. Gesund. Wie gut, daß Großmutter den blinden Jungen liebte. Die Eltern sahen mehr nach dem Mädchen und nach dem nächsten Mädchen, das zwei Jahre später geboren wurde. Ohne Komplikationen.
Manchmal fuhren die Eltern mit einer Rikscha ins Kino der Kreisstadt. „Was ist ein Kino?" fragte Ood die Großmutter, die ihn beim Spielen immer warnte: „Vorsichtig, mein Kind, stoß dich nicht." Kino – nein das konnte sich das Kind nicht vorstellen. Haus, Garten hinter dem Haus. Das war alles, was er mit seinen kleinen Händen „sehen", tasten konnte. Er hielt das für „normal", wußte nicht, was „blind" bedeutet, daß die Welt für ihn anders war als für seine Schwestern. Manchmal hörte er die Großmutter weinen, ahnte nicht warum. Mit 5 brachten ihn die Eltern nach Bangkok. In eine Blinden-Schule. Sie hatten ihm nicht gesagt, daß er fortmußte. Einfach abgegeben und weg. Nur Großmutter – die hatte ihn lange gedrückt, gestreichelt.
An ihre Abschiedsworte erinnert er sich noch: „Besser für dich, mein Kind. Aber ich werde dich vermissen."
Wer sehen kann – für den ist es kaum nachvollziehbar. Aber auf der Blindenschule dauerte es ein Jahr, bis der Junge begriff, was das Wort bedeutet – „Blind".... daß es Farben gibt: Rot, grün, blau, gelb, gold, silber.
Heimweh hatte er – der kleine Kerl. Gräßliches Heimweh. Großmutter kam alle drei Monate zu Besuch. Die Eltern nur einmal im Jahr. Großmutter starb, als er 8 war......und Ood vertraute seinem besten Freund in der Blindenschule an: „Nun habe ich keinen mehr, der mich gern hat. Laß uns immer zusammenbleiben. Dann sind wir nie allein."
Mit 16 war für die zwei Freunde die Schule zu Ende. Sie waren fleißig, hatten viel gelernt. Ood ist blind, aber einen gescheiten Kopf hat er. Musikwunder der Schule. Musik – ein Hauptfach im Unterricht. Keiner spielte besser auf dem Klavier als Ood. Doch dann war sie vorbei die Schule. Platz frei für andere Kinder, die nicht sehen können. Vier Wochen lebte Ood zusammen mit seinem blinden



Freund. In einer Blindenwohnung. Aber dann sagte der Freund: „Es ist besser, wenn jeder sein eigenes Leben lebt. Bitte, such dir eine Wohnung, zieh aus."
Ood weinte, sprach kein Wort.
Wohnungssuche für einen blinden 16jährigen in der Millionenstadt Bangkok. Aber in Bangkok bleiben – das war völlig sicher für Ood. Zurück ins Dorf, erneut versteckt werden....... Niemals. Niemals wieder in seinem Leben.
Er fand eine Wohnung, er fand einen Job. Klavierspieler in einem angesehenen Ausländer-Klub der Stadt. Irgendwann auf dem Weg zur Arbeit, da stand er wieder am Straßenrand, lauschte dem Verkehr, wartete einen autofreien Moment ab. Ood war 17. Ein Mädchen. Die Stimme war so freundlich „Darf ich Dir helfen, über die Straße zu gehen?" fragte sie, faßte ihn an der linken Hand, brachte ihn über die Straße. „Der Händedruck des Mädchens war so schön und der gute Geruch ihrer Kleider. Das fiel mir auf", erinnert sich Ood. „Vielleicht sehen wir uns wieder......", sagte er hoffnungsvoll. Er sagte nicht „Vielleicht *treffen* wir uns wieder". Nein – „Vielleicht *sehen* wir uns wieder". Sie sahen sich wieder. Noch im selben Jahr Heirat. „Sie ist ein wenig älter als ich", lacht Ood. „Aber wen stört so etwas heute noch?" Heirat mit 17. Aber Ood war glücklich – ist es bis heute mit dieser Frau. Zwei Kinder hat das Ehepaar. Der Sohn ist 20 und schon Ingenieur für Wasserwirtschaft. Die 17jährige Tochter geht noch zur Schule, will später Sport studieren.
Im ORIENTAL-Hotel von Bangkok – da lernte ich Ood kennen. Jeden Tag spielt er dort auf einem weißen Flügel. Das ORIENTAL-Hotel von Bangkok. Vom japanischen Thronfolger bis Prinz Charles, der Sultan von Brunei, die Großen dieser Welt. Sie alle hörten den blinden Ood auf dem weißen Flügel spielen. Sogar Udo Lindenberg aus Hamburg hörte ihm zu, klatschte Beifall.
Als ich Ood im ORIENTAL ansprach und um ein Interview bat, strahlte er, lud mich in sein Haus ein. „Ich habe es mir selber gebaut", sagt er mir. Dann setzt sich Ood an einen schwarzen YAMAHA-Flügel, spielt für mich allein

„An Luise“. Ludwig van Beethoven. Inzwischen sind wir Freunde und ich wünsche ihm das eine: Viele, viele Zuhörer und niemals wieder Verstecken.

Richtiger Tee, Katzenpi……
und guter Kaffee

Ich kann keine Kaffee-Maschinen leiden. Bei mir in der Wohnung gibt es keine Kaffee-Maschine…… und im Büro auch nicht. Zugegeben – ich bin Tee-Trinker. Nicht „irgendein" Tee-Trinker, sondern einer, der Land und Leute mit Ratschlägen über die richtige Art und Weise der Tee-Zubereitung verrückt macht. Natürlich muß ich das auch hier erst einmal loswerden. Doch keine Sorge. Die Grundregeln sind sehr simpel. Bevor ich wieder auf meine Anti-Kaffee-Maschinen-Gesinnung zurückkomme …… lesen Sie diese wichtigsten Tee-Regeln:

1. Tee muß schwimmen und sich frei entfalten können. Teebeutel, Tee-Eier aus Metall oder alle Teebehälter, die in die Tee-Kanne gehängt werden und die Blätter einengen, sind eine Sünde gegen den Tee.
2. Tee muß immer mit sprudelnd-kochendheißem Wasser übergossen werden. Nur dann entfaltet sich das Aroma der Teeblätter. Grüner Tee ist eine Ausnahme. Das Wasser zum Übergießen der Tee-Blätter muß zwar gekocht haben – aber nach dem Kochen dann zwei, drei Minuten abkühlen lassen…….und erst dann über den Tee gießen.
3. Die Teekanne sollte immer mit heißem Wasser vorgewärmt werden.
4. Richtige Tee-Kenner benutzen eine zweite Kanne, die ebenfalls vorgewärmt ist. Nach 3 bis 5 Minuten gießen Sie den Tee durch ein Sieb in die andere Kanne. So sind die Blätter rausgefiltert, und der Tee wird nicht bitter.
5. Tee, der nur bis zu 3 Minuten zieht, ist immer stärker als Tee, der volle 5 Minuten zieht. Zuerst geben die Teeblätter die anregenden Stoffe frei, danach die beruhigenden. Wer das Gegenteil behauptet, redet Unsinn.

Fuchsteufelswild werde ich, wenn im Café – oder wo auch immer – ein Glas oder Becher mit Wasser gebracht wird und der Teebeutel „zum Selber-Reinhängen" daneben

liegt. Entschuldigung: Ich werde dann so böse, daß ich am liebsten sagen möchte „Heißen Tee habe ich bestellt, keine warme Katzenpi….." Keine Sorge – sag' ich nicht, möchte ich aber. Doch jetzt endlich zurück zur Kaffee-Maschine vom Anfang dieses Ausflugs in die Tee-Welt.
Nachkriegszeit. 1951. Neukirchen bei Niebüll – ganz oben im deutschen Norden. Da lebten wir. Eine aus Kiel evakuierte Familie. Wegen der vielen Bombenangriffe im Krieg. 1951 war ich 4 Jahre alt, bin bei Niebüll als Jüngster der Familie auch geboren. Wer konnte sich damals schon echten Bohnenkaffee leisten? Bohnenkaffee 1951 – das war Luxus. Martha Ehlert hatte Bohnenkaffee. Eine gute Freundin meiner Mutter im Nachbarhaus. Die handelte mit Kaffee. Tchibo oder EDUSCHO. Das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war dieser Kaffee in einer „aroma-sicheren" Tüte und obendrein in einem Tuch. Ein kleines, buntes Tuch – genäht zu einem Säckchen, aus dem Taschentücher gemacht werden konnten. Ein toller Verkaufstrick damals. Denn selbst genügend Taschentücher waren nicht selbstverständlich. Meine Mutter mußte vier Kinder allein großziehen. Der erste Mann war als Berufssoldat im Krieg gefallen. Mit ihm hatte sie drei Kinder, meine Geschwister, die für mich aber nie „Halbgeschwister" waren. Was für ein gräßliches Wort das ist. Mein Vater kam aus Lettland. 1947 – 6 Monate nach meiner Geburt beim Roten Kreuz in Niebüll als „vermißt" gemeldet. Nachkriegsschicksale. Wie das damals so war…….
Geld hatte meine Mutter immer. An Not kann ich mich nicht erinnern. Sie war die geborene Geschäftsfrau. Von der Molkerei hatte sie Sahne, Milch und Butter. Die verkaufte sie gewinnbringend, um uns Kinder durchzubekommen. Und da war dann hin und wieder Geld über für den Kaffee von Martha Ehlert. Ich durfte mit. Das ist mir in Erinnerung geblieben: Der Duft des frisch aufgebrühten Kaffees und die dunkle Lampe im Wohnzimmer von Martha Ehlert. Aus Protest gegen diese häßliche Lampe wiederholte ich zum Leidwesen der lieben Nachbarin und meiner Mutter immer wieder den Satz: „Die Lam-

pe stinkt.“ Nicht der Kaffee. Die Kaffee-Zubereitung war eine Zeremonie. Erst Mahlen mit der Handmühle. Der gemahlene Kaffee sammelte sich in einer kleinen Schublade aus Holz – am Boden der Kaffeemühle. Auf der mit Holz befeuerten Brennhexe kochte inzwischen das Wasser in Martha Ehlerts altem Kupfer-Wasserkessel. Wenn ich mich nicht täusche – dann gab es 1951 schon Kaffeefilter von MELITTA. Jedenfalls filterte Martha den Kaffee. Eine dicke, weiße Porzellan-Kanne und ein dazu passender Filter, in den ein Papierbeutel kam. Schließlich kochendes Wasser über den frisch gemahlenen Kaffee. Den Geruch und die ganze Zubereitung fand ich toll. Decke auf dem Tisch, Tassen......und wenn ich Glück hatte, gab es ein Stück von Martha Ehlerts trockenem Napfkuchen, der mir aber schmeckte. Dazu Himbeersaft, mit dem Hinweis „Kaffee ist nur für Große“. Groß hin, groß her – der Geruch des Kaffees, die Gemütlichkeit, das Entspanntsein meiner Mutter und ihrer Freundin Martha Ehlert, das Gefühl „Der Mutter geht es heute gut“...... alles zusammen sitzt bis heute fest in meinem Kopf. Kaffee trinken – das ist für mich etwas Besonderes, obwohl ich kein richtiger Kaffee-Trinker bin.
Und dann kam eines Tages in unserem Büro ein Werbegeschenk an. Eine Kaffee-Maschine. „Verschenkt das Mist-Ding“, entschied ich – „dieser Vogel wird bei uns nicht benutzt.“
In unserem Büro trinken die Mitarbeiter Kaffee wie Wasser. Literweise. Ich hab nichts dagegen. Trotzdem finde ich es gräßlich. Weggeblasen die Kaffee-Erinnerungen in meinem Kopf, keine Gemütlichkeit, kein Mahlen der Bohnen mit der Hand ...... nein, einfach alles fehlt. „Sauft doch besser eure dämliche Cola“, sag' ich manchmal wütend zu meinen jüngeren Mitarbeitern – „ihr habt ja keine Ahnung, was guter Kaffee ist.“
Dann war ich im KaDeWe. Dieses grandiose „Kaufhaus des Westens“ in Berlin. Da gibt es eine Kaffee-Abteilung...... oh, Mann – ist die toll. Schnuppern an Kaffeeproben ist erlaubt ...... erwünscht sogar. Ich schnupperte



Am Grab von „Kaffee-Tante" Martha Ehlert. Auf dem alten Friedhof in Neukirchen in Nordfriesland (bei Niebüll) habe ich es noch entdeckt. Der Grabstein verrät: Sie wurde immerhin stolze 88 Jahre alt.

an der Sorte „Blue Mountain“ (Blauer Berg) aus Kenia. Da muß jedem Kaffee-Kenner das Herz höher schlagen. Nur der Preis macht k.o.: 14,85 Euro für 200 Gramm. Trotzdem habe ich eine Tüte gekauft. Fürs Büro. Und plötzlich schwebte in unserem tristen und ziemlich wüst aussehenden Büro in der Hamburger Beethovenstraße 60 der gute, alte Geist von Martha Ehlert. Natürlich brühte ich den Kaffee selber auf. Vorgewärmte Kanne, vorgewärmte Tassen. Das ist aber ein Aroma! Da vergesse ich für einen Moment sogar meinen Tee-Fanatismus, mit dem ich sonst meine Umwelt terrorisiere. Ein richtig guter Kaffee …… ist schon toll. Einmal in der Woche gönnen wir uns im Büro ein Tässchen von diesem „Blue Mountain“ aus dem KaDeWe in Berlin. Rufen Sie nicht an in der Zeit. Es geht sowieso niemand ans Telefon.

Loanas Gänseblümchen und die Kronjuwelen im Tower

Also – Gänseblümchen, die englischen Kronjuwelen und Muscheln am Strand von Sylt – die haben nun wirklich nichts miteinander zu tun. Oder etwa doch?
Fangen wir so an: Komisch ist das schon. Ich habe nicht einmal einen Fingerring...... aber ich liebe Schmuck. Dabei ist ein kleines, goldenes Kreuz an einer Halskette mein einziger Schmuck, den ich trage. Das Kreuzchen ist ein Geschenk der katholischen Ordensschwester Maria Leviana aus dem Joseph-Stift in Bremen. Leviana lebt schon lange nicht mehr. Vielleicht ist sie mein Schutzengel.
Wenn ich in Hamburg über den Jungfernstieg bummle – dann sehe ich mir gern die Schaufenster der Juweliere an. Junggeselle bin ich. Eine Schmuck-verrückte Frau an meiner Seite hätte mich bestimmt ruiniert. Mit Sicherheit wäre ich da schwach geworden – häufiger als die Brieftasche es erlaubt. Blaue Aquamarine hab' ich besonders gern. Grüne Smaragde erinnern mich an meinen ersten Urlaub vor 35 Jahren am Golf von Siam. Rote Rubine sollten nicht zu milchig sein. Das drückt den Preis. Juweliere sprechen von „Taubenblut-Farbe" als „Ideal-Farbe" bei Rubinen. Brillanten sind mir ein wenig zu langweilig. Der sehr, sehr viel billigere Gold-Topas zählt auch zu meinen Favoriten. Beim Gold-Topas denke ich an die goldene Maske des jungen Pharao Tut-Anch-Amun. Vor etlichen Jahren habe ich das Original auf einer Ausstellung in Hamburg gesehen. Natürlich hinter Panzerglas. Vollendete Schönheit. Halten Sie mich nicht für verrückt. Aber als ich vor dieser Maske stand – da hätte ich gern mit meiner Hand über die Konturen dieses Gesichtes gestrichen. So viel Schönheit ist fast überirdisch.
Hin und wieder habe ich politisch in London zu tun, treffe mich mit Freunden der konservativen Partei. Egal was ich an Terminen habe. Ich drehe es immer so, daß mir Zeit für einen Besuch im Tower bleibt. Da werden hinter dicken

Mauern, Stahltüren und Panzerglas die britischen Kronjuwelen aufbewahrt – zumindest ein Teil davon.
Das ist so ähnlich wie im Zoo, in dem Tiere begafft werden. Rund um die wertvollsten Stücke geht ein automatisches Laufband. Stillstehen – und das Ding dreht sich dann im Kreis um den Kronschatz. Einmal im Kreis. Dann kommt die nächste Gruppe an die Reihe. Ich schummle mich immer noch einmal auf das Laufband. Zehnmal könnte ich diese herrlichen Kunstschätze umkreisen. Die englische Geschichte hinter Panzerglas liegt da.
Die „Imperial Crown of India". Böse Zungen nennen sie ein Symbol englischen Raubrittertums während der Kolonialzeit in Indien. Ich sehe sie einfach nur als Krone. 1912 in Indien angefertigt. Für die Krönung von Georg V. als Kaiser von Indien. Das Ding sieht toll aus, taugt aber als Krone wenig. Sie ist so schwer, daß sich der König bei der Krönung in Indien daran am Kopf verletzte. Smaragde, Rubine, Saphire und 6100 Diamanten auf einem Kopf. Dazu einer der größten indischen Rubine. Allein er wiegt 970 Gramm.
Eine vergleichsweise „bescheidene" Krone hat es mir besonders angetan. Eher ein Krönchen. Es war das Lieblingsstück von Königin Victoria. Kleine Krone, große Frau, mächtige Regentin. Ihr deutscher Ehemann hielt sich raus aus der Politik. Statt Politik die schönen Künste. Immerhin 1300 Diamanten sitzen auf diesem kleinen Krönchen. Die Erinnerung an die große Königin ist es wohl, die die Faszination dieser Krone ausmacht. Queen Victoria war eine Dick-Madam. Lassen Sie es mich so respektlos sagen. Ihr Krönchen paßt eher zu einer gertenschlanken Prinzessin.
Was wäre die Sammlung der Kronen ohne **die** Krone der englischen Königin. 1953 war ich 6 Jahre alt. Die Bilder von der damaligen Krönung von Elisabeth II. sind im Kopf geblieben. Die erste Krone des Hofes, die nicht aus Gold gefertigt wurde, sondern aus Platin. Es dominiert der berühmte Koh-i-Noor-Diamant. Koh-i-Noor. Das heißt „Berg des Lichts". Nicht der größte, aber wegen seines Schliffs einer der schönsten Diamanten überhaupt. 108,93 Karat.

Um ihn ranken sich die wildesten Legenden. Wer ihn besitzt, der soll die Welt beherrschen. Wollen wir solche Übertreibung nicht für bare Münze nehmen. Die großen Zeiten Englands sind längst vorbei. Nicht nur Deutschland hat den Zweiten Weltkrieg verloren. Wer Legenden liebt, der kann sich damit trösten, daß die Welt-Beherrschung durch diesen Zauber-Diamanten zumindest teilweise auf die einstige Besitzerin des kleinen Krönchens zutraf – auf Queen Victoria. Ursprünglich soll dieser Diamant einmal mehr als doppelt so groß gewesen sein und von einer Herrscher-Familie aus Afghanistan stammen.
Und vor einigen Tagen klopfte die kleine Loana an meine Bürotür in Hamburg. Loana ist 5 Jahre alt, schwarz und kommt aus Kamerun. Loanas Kindergarten ist in der Nähe des Büros. Hin und wieder stecke ich Loana etwas Taschengeld zu oder Süßigkeiten, der Mama manchmal einen Schein. Loana sieht aus wie Pipi Langstrumpf in schwarz – und ist ein wirklich liebes Mädchen. Heute spielt die Hautfarbe keine so große Rolle mehr. Ein Glück. Hoffentlich hat die Kleine es später wegen ihrer schwarzen Farbe nicht schwer. Da steht Loana bei mir am Schreibtisch und streckt mir beide Hände entgegen. So – als würde sie darin etwas verbergen, was genau so viel Wert hat wie der von mir so oft begaffte Koh-i-Noor.
Sie macht die Händchen auf – und darin liegt ein kleines Gänseblümchen. „Das erste Gänseblümchen überhaupt"...... sagt Loana stolz. „Das erste Gänseblümchen in diesem Jahr"...... sage ich der freudestrahlenden Kleinen. Loana hat mir ein Gänseblümchen geschenkt. Dieses kleine Gänseblümchen hab' ich in ein kleines Glas mit aufgedrucktem Goldrand gestellt. Loanas Gänseblümchen ist vielleicht sogar mehr wert als der ganze Koh-i-Noor-Diamant...... mitsamt den englischen Kronjuwelen.
Diese Zeilen hab ich auf Sylt geschrieben. Ich hab mich da für einige Wochen wegen einer mich plagenden Pollen-Allergie verzogen, die mir Jahr für Jahr das Leben im beginnenden Frühjahr schwer macht. Jetzt mach ich Pause, geh an den Strand und sammle – wie üblich – die schöns-

ten Muscheln auf. Eben hab ich sie gezählt. Da liegen schon 163 Muscheln – fein säuberlich sortiert – auf dem Küchenschrank. Haben Sie schon einmal in Ruhe Muscheln betrachtet? Keine ähnelt der anderen. Diese Muscheln sind „meine" bewunderten „Kronjuwelen". Mutter Natur zaubert größere Schönheiten als jeder Goldschmied der Welt.
Und trotzdem werde ich bei meinem nächsten Besuch in London wieder in den Tower gehen.

Kennedy auf dem Lokusdeckel

Ich darf das so sagen, weil ich selber zu dieser seltsamen Sorte von Menschen zähle: Journalisten sind ein eigenartiges Völkchen, kaum vergleichbar mit Zeitgenossen aus anderen Berufen. Spontan fallen mir folgende Gruppen von Journalisten-„Vögeln" ein:

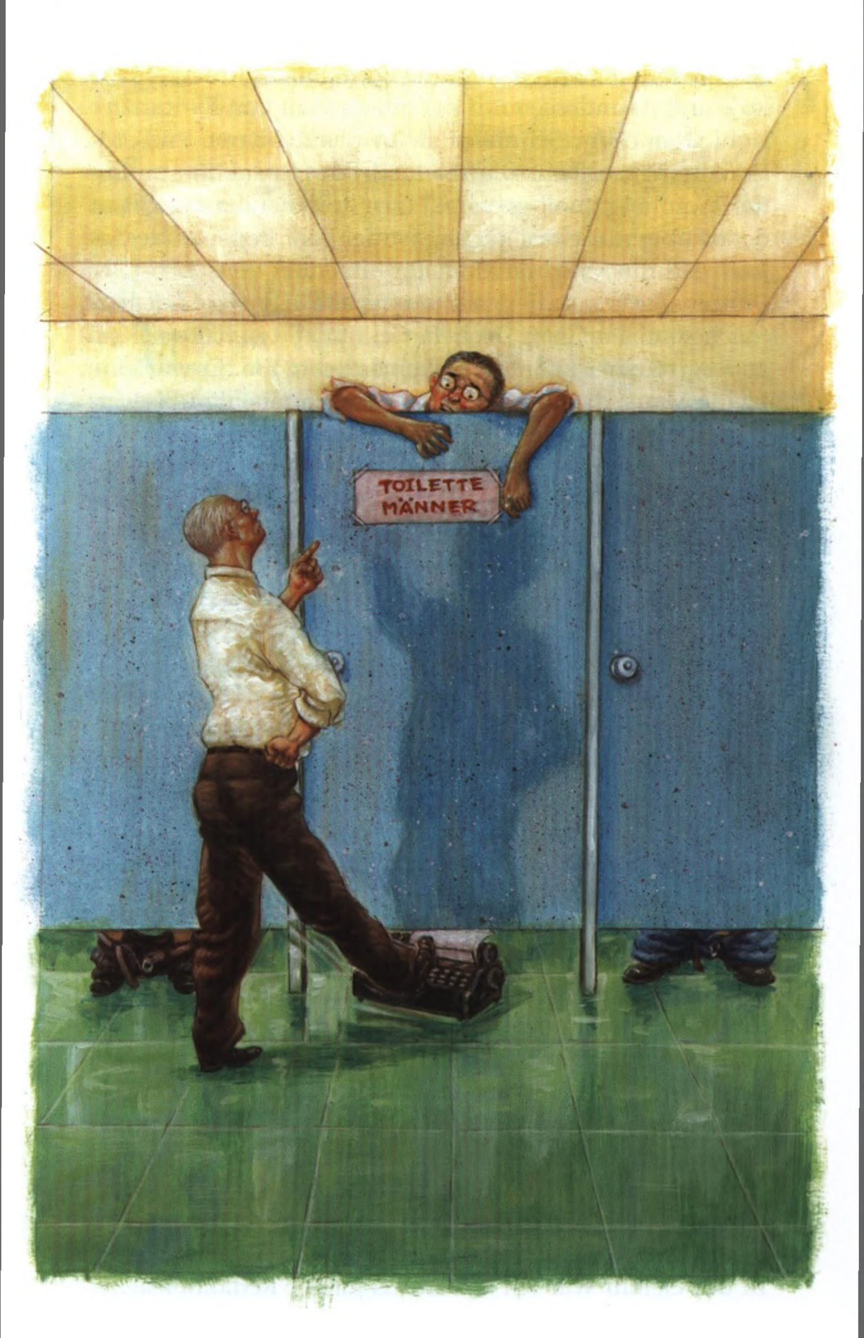
1. Die Faulen ..... aber Begabten

Auf den Namen verzichte ich – doch er gehörte zu den ganz Großen meiner Zunft. Er konnte so gut schreiben wie Caruso singen. Aber stinkfaul war er. Er interviewte den ermordeten US-Präsidenten Kennedy genau so gut wie Greta Garbo, Lale Andersen, Konrad Adenauer oder den Schah von Persien. Seine Berichte gingen runter wie bester Champagner. An dem Kerl konnte sich das Publikum besoffen lesen. Karl-Heinz Hagen plagte sich mit ihm rum. Karl-Heinz Hagen, Chefredakteur von BILD, Vater von JASMIN und ELTERN. Einer der großen deutschen Nachkriegs-Journalisten. Nur kurze Zeit durfte ich mit ihm zusammenarbeiten. Er wurde viel zu früh „von oben" abberufen. Ich mochte ihn. Der gute Karl-Heinz Hagen hatte Menschenkenntnisse wie kaum ein anderer. Es hätte für ihn wenig Sinn gemacht, sein bestes Pferd im Stall vor der versammelten Redaktion abzukanzeln. Karl-Heinz Hagen, den ich nur „Papa Hagen" nannte, war ein kluger Fuchs. Abkanzeln? Sein „Star" hätte sich besoffen, krank gemeldet oder ganz einfach gesagt „Leck mich am....."
Papa Hagen ließ – natürlich unauffällig – vor dem Redaktionsbüro einen Wachposten aufstellen. Spürte **das beste Pferd im Stall** ein menschliches Rühren und marschierte Richtung Klosett .... der Wachposten hinterher. Aber mit einer kleinen Schreibmaschine unter dem Arm. Schloß sich die Lokustür von innen – schwupp – wurde sie von außen fest verriegelt und verrammelt. Schreibmaschine unter der Tür in den kleinen Lokusraum, wo der

Starschreiber thronte. Von außen die Stimme des Wachpostens: „Du kommst erst wieder raus, wenn du deinen Bericht geschrieben hast. Anweisung vom Chef."
Protestieren half nichts. Bollerte er mit Füßen und Fäusten an die Tür – wurde der Wachposten klarer: „Halts Maul, du kommst nicht raus. Schreib."
Das Spiel wiederholte sich oft: Einige Minuten Schimpfen, Kündigungs-Drohungen, Gepolter..... aber dann klapperte die alte Reise-Schreibmaschine von innen los. „Der Kerl hat wieder auf Lokuspapier geschrieben".......... lachte die Redaktion. Das stimmte nicht. Es war richtiges feines, weißes Redaktions-Papier......damals noch mit eingebauten Hilfslinien für die Länge einer jeden Zeile.
Manches Prominenten-Interview entstand so auf der Lokusbrille. Angeblich auch ein Gespräch mit dem ermordeten US-Präsidenten J.F. Kennedy.
Das beste Pferd im Stall gehörte zur Sorte der Journalisten „Die faulen – aber begabten". Es ist so – die schreiben am besten unter Druck und im letzten Moment. Papa Hagen hat es mir bestätigt.

2. Die Größenwahnsinnigen und „Bedeutenden"

Böse Zungen behaupten: „Wer immer nur Verrückte um sich hat, wird irgendwann selber verrückt – kann zwischen normal und verrückt nicht mehr unterscheiden." Da fehlt mir die Erfahrung – hier aber nicht: Unter den Journalisten gibt es immer wieder solche, die sich für ganz besonders **„groß und bedeutend"** halten. Sie merken nicht, daß sie nur kleine Würstchen sind. Das kommt so: Mit etwas Talent kommt ein Journalist schnell in die von mir eher etwas verachtete Sparte „Prominenten-Berichterstattung". Vor allem in der Show-Branche. An einem Tag Franz Beckenbauer privat, am nächsten mit Ex-Kanzler Schröder auf Reisen, eine Woche später mit dem umjubelten Schlagersänger Tralala auf Tournee. Ständig umgeben mit den „Wichtigen und Umjubelten der Nation". Frühstück mit


TOILETTE
MÄNNER

Angela Merkel, Mittag mit Julio Iglesias oder Anna Netrebko – und Abendessen mit der neuen Frau von Ex-Kanzler Kohl. Manchem Schreiber steigt das zu Kopf. Äußeres Erkennungszeichen: Die Wände in der Redaktion und in der Wohnung „voll-gebabbt" mit Prominenten-Fotos, auf denen aber nur eines wichtig ist: **Ich**, der Bedeutende des Journalismus, bin mit dem Prominenten zu sehen. Der Prominente degradiert zur Staffage. Für kurze Zeit hatte ich so einen Chef. Du lieber Himmel...... hat der Kerl genervt. Keiner kannte ihn, keiner liebte ihn. Er war eine kleine Maus, die sich in die Sparte „Prominenten-Berichterstattung" mit allem Ehrgeiz reingedrängelt hatte. Mit etwa 30 Jahren hatte er den Tick mit den Prominenten-Fotos, auf denen vor allem er zu sehen sein mußte, bekommen. Mit über 70 trat er von der schreibenden Bühne ab. Seiner Leidenschaft ist er bis zum Schluß treu geblieben. Ich glaube, er hat ein großes Album mit diesen Fotos und nervt damit Petrus.
Die meisten Journalisten sind nur mit bescheidenen Talenten ausgestattete Schreiber. Das ärgert sie. Die Fotos mit Prominenten machen sie bedeutend und sogar ein ganz klein wenig größenwahnsinnig. Sehen wir es mit Humor.

3. Die Sauf-Nasen

Viele Journalisten saufen. Erklären läßt sich das so: Der Beruf ist schön – aber stressig. Journalisten, die ihren Beruf lieben, sind mit Leib und Seele Journalist. Ich war es – und ich bin es immer noch. Der Tag ist lang, aufregend, nervig, anstrengend. Dann Andruck der Zeitung. Luft raus. Von 100 000 auf Null. Feierabend. Funktioniert nicht so einfach. Die Nerven bleiben angekratzt, überdreht. Zu viel aufregende Ereignisse in knappen Stunden, gepreßt in wenige Zeilen. „Auf ein Bier in der Eck-Kneipe" – heißt es dann. Abstand vom Trubel des Tages, langsam Ausrollen. Aus einem Bier werden zwei, aus zwei drei ...... und so weiter. In der Gefahr war ich selber. Als junger Redaktionsleiter

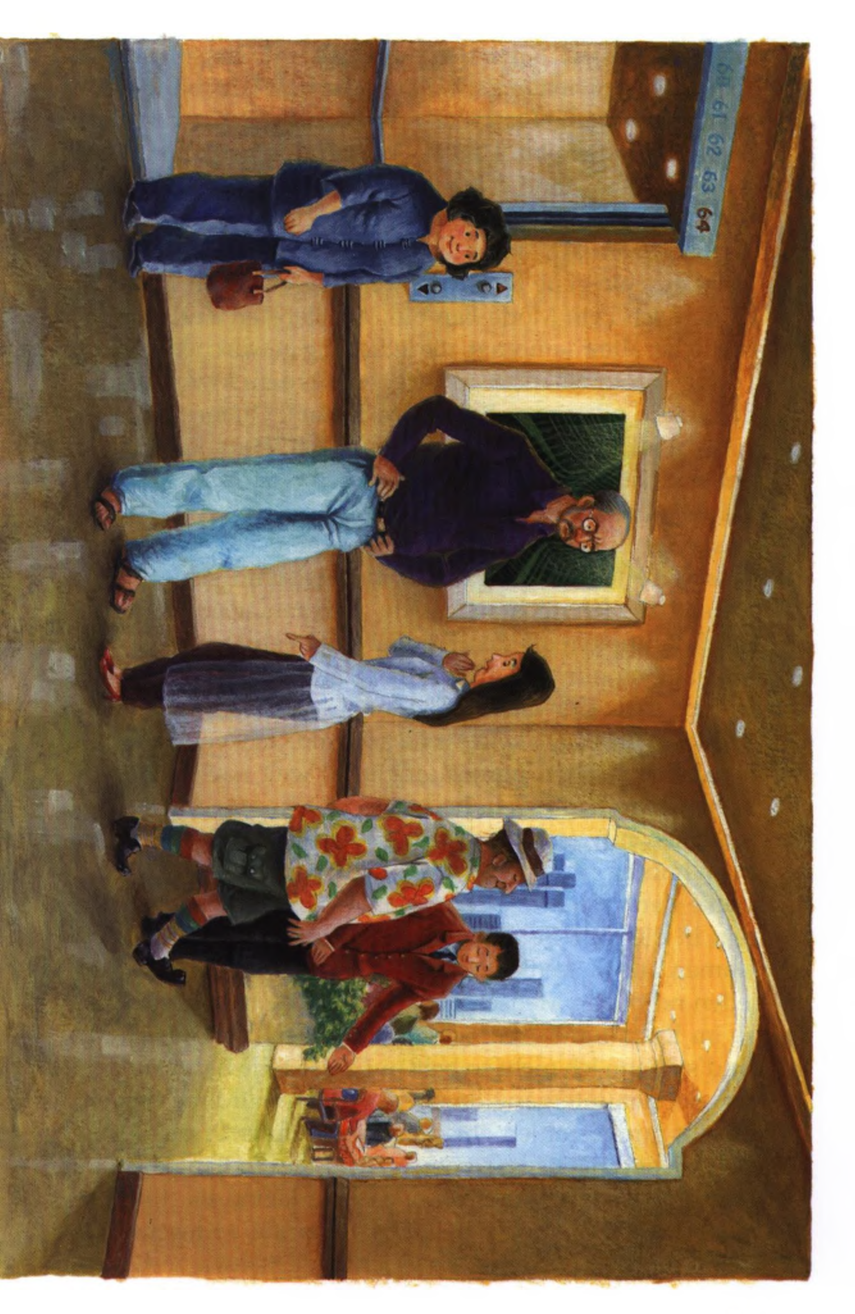
bei BILD in Bremen. Irgendwann kapierte ich: „Hoppla, da stimmt was nicht mit dir. Du kannst erst nach drei Gläsern Bier einschlafen." Aus mit dem Bier. Abhängig vom Saufen – nein, das muß nicht sein. In zunehmendem Alter nimmt man die „wichtigen" Dinge des Journalismus nicht mehr ganz so wichtig, sich selbst eingeschlossen. Aber die Menschen sind nicht alle gleich. Einer bleibt am Bier und Schnaps hängen – der andere nicht. Viele gute Kollegen, die ich mochte, sind an der Flasche geblieben, haben damit langsam ihr Leben ruiniert. Ja – **Sauf-Nasen** gibt es unter Journalisten viele.

4. Die Hofbericht-Erstatter

Wer wundert sich über diesen Satz bei mir: Linke, einseitige Journalisten finde ich zum Kotzen. Hofberichterstatter. Linke Journalisten sind fast immer Hofberichterstatter. Die berichten nicht so, wie die Dinge sind, sondern so, wie die Linken sie haben möchten, wie sie die Welt durch eine ideologische Brille sehen. Die geifern. Bohrt man ein wenig tiefer – dann ist solchen Typen anzumerken: Die geifern heute für Rot, die hätten bei Braun nicht weniger gegeifert. Da fällt mir immer Henri Nannen ein. Die Linken haben ihn zur Ikone des Journalismus hochstilisiert. Henri Nannen war ein großer Journalist – aber er war ein Geiferer. Und keiner konnte sein Fähnchen besser nach dem Wind hängen als er. Er schrieb grandiose Propaganda-Texte für Hitlers NSDAP...... und bejubelte später Willy Brandt, lümmelte sich auf dem Schreibtisch von Sowjet-Diktator Breschnjew herum.
Trotzdem gebe ich eines zu: Im heutigen Journalismus vermisse ich hin und wieder schon die Augsteins, die Springers, die Henri Nannens. Meine Branche ist so langweilig und grau geworden.
Ich verrate nicht, zu welcher Sorte von Journalisten ich gehöre.

Durchgefallen bei der „Gesichts"-Kontrolle

Zugegeben, der „Laden" ist wirklich eine Attraktion. Restaurant und Bar in der 64. Etage! Ganz, ganz weit unten – Bangkok. So dicht am Himmel stören selbst die gräßlichsten Autoschlangen der Welt nicht mehr, die ich verfluche...... weil tief in mir immer noch **„mein Bangkok"** aus der Zeit vor 40 Jahren sitzt. Da gab es auf Kanälen, die sich Klonks nannten, Boote statt Autos auf den Straßen, mehr Fahrrad-Rikschas als stinkende und knatternde Japaner-Tuk-Tuks.
Klonks in Bangkok – die heute noch zu finden – fällt selbst mir schwer. Und ich kenne Bangkok gut und lange. Die Klonks sind zubetoniert, Straßen.
Trotzdem soll mir keiner kommen – und sagen „Bangkok ist häßlich". Wer das behauptet – der hat keine Ahnung und keine Augen im Kopf. Vielleicht ist Bangkok sogar die interessanteste Stadt der Welt. Zur „Schönheit" einer Stadt gehört nicht nur die bloße Optik. Freunde, Bekannte, die Mentalität der Menschen, die Vielfalt des Lebens, die Gerüche, das Essen, die Kleidung, das volle Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Nirgendwo auf der Welt bin ich tiefer getaucht und höher geflogen als in Bangkok. Sie verstehen schon.......
Ganz weit oben ist der „Dom", dieses 64 Etagen hohe Betonmonster – auch bekannt unter dem Namen „State Tower". Auf dem Dach eine Bar und ein Restaurant der feinsten Sorte. „Vornehme Pinkel" – wie die Hamburger sagen – nein, die sind eigentlich wenig zu finden in Thailand. Aber manchmal schlägt Europa durch. Und das ausgerechnet hier – in der 64. Etage.
Ein etwas eigenartiges Europa aber. Das sieht so aus: 64 Etagen mit dem Fahrstuhl nach oben gesaust. Tür auf. Gesichts-Kontrolle. Freundliche lächelnde Mädchen. Schönheiten. Aber alles andere als „Weich-Eier". In feinen englischen Bars oder Restaurants – da geht der Blick erst


61 62 63 64

Richtung Kragen. Krawatte – ja oder nein? Ohne Krawatte kein Eintritt. Ganz einfach. Die hübschen Türsteher-Mädchen in der 64. Etage glotzen nicht auf die Krawatte, sie mustern die Schuhe. Und da bin ich durchgefallen. Kein Eintritt. Dabei fand ich mich wunderschön angezogen. Schwarze Hose, weißes Hemd, geflochtene, schwarze Leder-Sandalen. Wer kann bei 36 Grad im Schatten schon feste, geschlossene Straßenschuhe tragen? Nun gebe ich zu, daß ich kein Mode-Fan bin. Am liebsten sind mir gemütliche, alte Klamotten, die jeden Tag gewaschen und oft 14 Tage hintereinander angezogen werden. Meine besondere Liebe gilt einem Paar **„alte Treter"**. Offene Sandalen von CAMEL, die bequemsten der Welt. Bequem sind sie – aber nicht fein. Und das mißfällt den Gesichts-Kontrolle-Fräuleins in der 64.
Das freundliche „Bangkok-Lächeln" habe ich „gut drauf" – nach 40 Jahren Bangkok-Erfahrung. Und schlecht gehalten habe ich mich auch nicht – für meine 60 Jahre...... plus. Zählt nicht bei den Fräuleins am Fahrstuhl. Die gaffen nämlich nur auf die Schuhe. Schuhe in Bangkok sind wichtiger als Krawatte in London. Da nutzt keine schwarze Hose, da nutzt kein weißes Hemd. Ich versuche die Hosenbeine schon immer möglichst weit nach unten zu ziehen, damit die Schuhe verdeckt werden. Aber diese Mädchen müssen Röntgen-Augen haben. Sie erwischen mich immer.
Dicke Kerle mit kurzen Hosen und T-Shirt – die lassen sie rein in die tolle Bar. Die wenig fein angezogenen Kegel-Damen aus Gelsenkirchen-Buer, die mit ihrem Gegacker jeden normalen Menschen nerven, bekommen beste Plätze im Restaurant. Aber ich bleib vor der Tür. Die Schuhe sind's! Wenn ich nicht so heiß auf diese tolle Bar wäre und den Sonnenuntergang da oben.....dann würde ich sagen: „Bleibt mir gestohlen, ihr dummen Hühner." Das sag ich aber nicht. Erstens ist so etwas nicht fein in Bangkok...... und zweitens: Ich hab' da noch eine kleine Plastik-Tüte bei mir. Mit der geh' ich in der 64. Etage auf's Klosett. Und wenn ich da rauskomm', hab ich feine, schwarze Leder-

schuhe an meinen Füßen. Geschlossene. So einfach kann ich ein vornehmer Mann werden – und dann trinke ich ein oder zwei Singapore-Sling an der Bar – und versuche ein wenig den Kummer der Welt zu vergessen. Bangkok in der 64. Etage.

Allergien und Schmuddel-Kinder

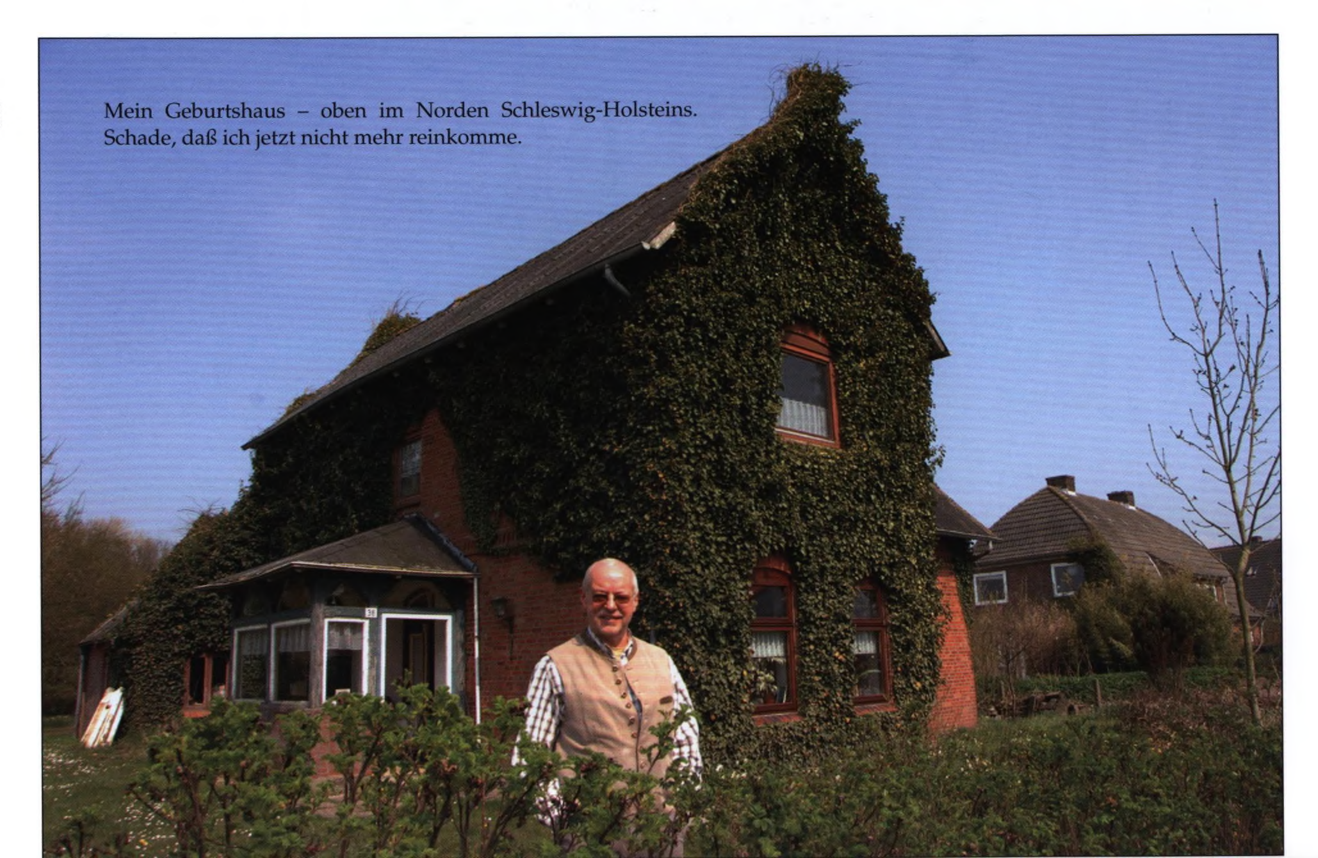
„Dreckige Kinder sind meist gesunde Kinder – jedenfalls haben die fast nie eine Allergie." Er hat ja Recht. Der Chefarzt mit dem holländisch klingenden Namen van de Loo aus dem Marien-Krankenhaus in Hamburg, der mich gründlich untersucht und sich die Jammerei über meine Birkenblüten- und Haselstrauch-Allergie anhören muß, die mich von Jahr zu Jahr mehr plagt und mir in einigen Monaten des Jahres das Leben so richtig schwer macht. Dreckige Kinder sind gesunde Kinder – und ich denke zurück an die Kindheit der Fünfziger. Ein Straßenjunge war ich, Schlüsselkind – auch Trümmerkind genannt. Wir spielten in den Trümmern des zerbombten Kiels, hatten einen Schlüssel um den Hals, weil die Mutter arbeiten mußte und der Vater in den Nachkriegswirren vermißt war...... und wir mit dem Schlüssel jederzeit in die Wohnung gehen konnten, um nicht vor verschlossener Tür zu stehen. „Schlüsselkind" – das war ein Schimpfwort. Natürlich waren wir Dreckspatzen. Frisch gewaschene Kinder mit dem Geruch von Kernseife (was gab es sonst?) waren uns suspekt. Vielleicht noch obendrein mit gescheitelten Haaren. Unsere Knie waren meist aufgescheuert, die Hände schwarz, wir popelten in der Nase und pinkelten gegen den Wind. Die „Kunst" bestand darin, beim Pinkeln keine nassen Beine zu bekommen. Aber wir hatten keine Allergien. Vom Haselstrauch brachen wir uns Zweige ab und stellten sie in der Wohnung als „Blumen" in die Vase – und Birkenblüten, diese kleinen, gelben Würstchen, die schmierten wir uns ins Gesicht, um gelb zu werden, weil wir einmal aussehen wollten wie „richtige Chinesen".
Und heute jammere ich bei dem guten van de Loo im Marien-Krankenhaus über Birkenblüten- und Haselstrauch-Allergie. Cortison will ich nicht, Tabletten helfen nicht – also bleibt Nordsee. Dreckige Kinder sind gesunde Kinder. Heute baden oder duschen wir jeden Tag, wir wählen feine Seifen aus, dazu passendes Dusch-Gel und hinterher noch Parfüm. Täglich frische Unterwäsche, ein

frisches Hemd, frische Socken. Dreckige Klamotten – ab in die Waschmaschine. Perfektes Waschmittel, oft noch Weichspüler. Dann heiß gebügelt. Blankgescheuerte Haut. Waschkinder sind wir geworden – statt Schmutzkinder aus den Fünfzigern. Und nun sitze ich im April/Mai mit meiner mistigen Allergie wieder an der Nordsee. Seit 4 Wochen – und es nervt mich, weil ich wieder ins Büro möchte. Aber das ist in Hamburg – und dort steht der Allergie-Warn-Kalender für Birkenpollen auf Stufe „Extrem". Also warte ich noch einige Tage ab, träume davon, wieder ein zwar dreckiges, aber gesundes Kind zu sein...... wie der van de Loo es sich wünscht, der kluge, junge Medizin-Professor mit richtigen Vorstellungen im Kopf.
Immer nur dicht am Wasser zu laufen, um die heilende Jod-Luft einzuatmen, ist mir längst zu langweilig geworden. Ich setze mich ins Auto und laß mich per Autozug über den Hindenburg-Damm mit meinem Gefährt von Westerland nach Niebüll bringen. Da ist Neukirchen – noch konkreter: Das Dorf Hesbüll. Dort bin ich geboren. Am 29. Januar 1947. „Der Winter war arsch-kalt damals"...... sagen die Nordfriesen.
Wenn ich schon in Hesbüll bin – dann möchte ich auch ein wenig in meiner Vergangenheit forschen. Als erstes fallen mir die Stacheldrahtzäune auf den großen Feldern ein, die von den Nordfriesen „Fennen" genannt werden. Daran schubbern sich die Schafe. Wegen der Zecken. Zurück bleibt am Stacheldraht Wolle. In der schlechten Nachkriegszeit hat meine Mutter diese Wolle vom Stacheldraht abgezupft. Das war erlaubt. Wolle gewaschen, gesponnen und Pullover gestrickt. Oder diese schrecklichen, von uns Kindern gehaßten Kniestrümpfe. Entweder rutschten sie nach unten oder hinterließen rot-juckende Druckstellen unterhalb des Knies. Wegen der eingezogenen „Halte-Gummis" von GOLDZACK. Pullover und Kniestrümpfe strickte meine Mutter nicht nur für uns vier Kinder, sondern auch für die Bauern. Dafür gab es Lebensmittel statt Geld. In der Meierei hatte meine Mutter auch Kunden.



Wolle vom Zaun. Das weckt bei mir Erinnerungen. Meine Mutter zupfte, wusch und spann sie, strickte Pullover und tauschte sie gegen Lebensmittel.

Die zahlten mit Milch, Sahne oder Butter. Das war wie Gold damals. Für ein halbes Pfund Butter tauschte meine Mutter einen ganzen Elektroherd ein. Einmal – da bekam sie soviel Butter – daß sie damit einen ganzen Koffer füllen konnte. Ein Koffer mit Butter im April. Damit fuhr sie nach Wiesbaden zu ihrer Mutter und zur Schwester, meiner Tante Lina. Als sie abfuhr, war es kalt. Unterwegs wurde es warm – und die Butter im Koffer flüssig. Der lag im Gepäcknetz, und es tropfte Butter. Bei meiner Mutter tropften die Tränen. Später lachte sie darüber. Damals nicht. Mit dem Koffer voller Butter hätte sie ihre vier Kinder mit Tauschware auf dem Schwarzmarkt mehrere Monate „über die Runden bringen" können.
Und jetzt stehe ich an so einem Stacheldrahtzaun in meinem Geburtsort in Hesbüll und zupfe Wolle vom Zaun, denke an meine Mutter, die noch heute für mich die beste der Welt war. Jahrgang 1917, geboren in Wiesbaden, im Krieg von Kiel ganz in den Norden von Schleswig-Holstein evakuiert. Wegen der vielen Bombenangriffe. Mutter und Kinder sollten überleben.
An den Zäunen mit Schafswolle steht mein Geburtshaus. Romantisch wohl schon damals – aber eiskalt war die Bude. Der neue Besitzer hat Efeu gepflanzt. Angeblich isoliert das gegen den kalten Nordwind. Ich weiß nicht....... im Winter hat Efeu doch keine Blätter. Aber der neue Hausbesitzer bleibt dabei: Efeu isoliert.
Bei meiner Geburt hätten wir Isolation gebraucht. Januar 1947. Das war ein eisiger Jahrhundert-Winter. Bis zu 30 Grad Minus. Im „Kreißsaal" – das war unsere Küche – bollerte zwar eine Brennhexe. Aber das Thermometer blieb trotzdem unter Null. Noch heute schlafe ich am liebsten in einem eisigen Schlafzimmer, zugedeckt mit Federbett. Ist die „kalte Geburt" im Kopf geblieben?
Jetzt stehe ich wieder vor meinem Geburtshaus. Ich war 4 ½, als wir wieder nach Kiel gingen. Das Haus ist aber in meiner Erinnerung geblieben. Die Kastanie vor der Veranda fehlt. Raus aus dem Schlafzimmerfenster, aufs Verandadach, dann auf die Kastanie......unten waren wir.



Mein Geburtshaus – oben im Norden Schleswig-Holsteins. Schade, daß ich jetzt nicht mehr reinkomme.

Schade, daß die Kastanie nicht mehr da ist. Den neuen Besitzer würde ich gern fragen: „Darf ich mal reingehen in das Haus?“ Ich möchte so gern noch einmal unsere Wohnung von damals sehen. Aber das wäre vielleicht zu aufdringlich – trotzdem denke ich im Stillen: „Der könnte ja auch allein auf die Idee kommen und mich ins Haus bitten.“
Evakuiert – ein komisches Wort aus der damaligen Zeit. Wer Platz hatte in seinen vier Wänden – der mußte evakuierte Familien aufnehmen. Ob er wollte oder nicht. Aber das war gut so. Nach dem Krieg 15 Millionen Flüchtlinge im freien Teil Deutschlands. Auch die wurden oft in größere Wohnungen „zwangs-eingewiesen“...... und es ging. Ohne die vielen Flüchtlinge von damals hätte der Wiederaufbau nicht so gut funktioniert. Auf welche Gedanken man kommt, nur weil das Spazieren an der Nordsee zu langweilig geworden ist. Da bleibt auch noch Zeit für einen Besuch in meiner Taufkirche in Neukirchen – Baujahr 1759. Das Taufbecken möchte ich sehen. Das Taufbecken, in dem mir im Oktober 1948 vom evangelischen Pfarrer Victor Maczewski das Taufwasser über den Kopf gegossen wurde. Und wieder denke ich an Emil Nolde, den von den Nazis verfemten, großen Maler. Als das Wasser über meinen Kopf plätscherte, da ging die Kirchentür auf. Emil Nolde kam rein. Er war ja fast unser Nachbar in seinem Seebüller Haus. Er hat meine Taufe skizziert – und seit Jahren bin ich auf der Suche nach dieser Skizze. Als ich jetzt an meinem alten Taufbecken stand – da mußte ich an drei Dinge denken:

1. Warum ließ mich meine Mutter eigentlich erst gut 1 ½ Jahre nach meiner Geburt taufen? Wahrscheinlich hatte sie immer noch gehofft, daß mein Vater zurückkommt. Vergeblich hatte sie gehofft. Schließlich ließ sie mich taufen – auch ohne Vater. Taufe ohne Vater ist besser als Heidenkind ohne Taufe. Vielleicht hat sie das gedacht. Nein, Spaß und Ironie beiseite: 1948 nach dem Krieg und noch vor der Währungsreform. Was für eine Zeit für Deutschland. Heute sind wir ein Jammer-Volk

geworden, neigen zur Hysterie. Egal ob bei der Ernährung, bei der Umwelt, bei uns angeblich erstickenden CO_2-Gasen...... und wer weiß was. Trotzdem werden wir älter und älter. 1948 hatten die Menschen andere Sorgen. Da gab es kaum Deutsche, die „sorgenvoll" fabulierten: „Wie kann man in der heutigen Zeit noch Kinder in die Welt setzen?"
Das Gegenteil war nach dem Krieg der Fall. Kinder waren Neuanfang, ein anderes Leben. Hätten meine Eltern damals an die schlimme Gegenwart gedacht...... ich hätte das Licht der Welt wohl nie erblickt. Meine eigene Taufe von 1948 – die hätte ich gern gesehen. Vielleicht finde ich ja doch noch „den" Emil Nolde. Heute hat die Gemeinde ein Pfarrer-Ehepaar. Der Mann ist Pfarrer, die Frau auch. Ich habe der Pfarrers-Frau die Nolde-Geschichte erzählt. Ihr Mann kennt den Chef vom Nolde-Museum. Warten wir's ab.

2. Gemeinsam mit guten Freunden habe ich im einstigen Kurlandkessel von Lettland eine Soldaten-Versöhnungs-Kapelle gebaut. Die ist wunderschön – und fast ein Wallfahrtsort. Aber ein Taufbecken – nein, ein Taufbecken, das hat „meine" kleine Kirche nicht. Kurz vor seinem Tode gab mir Pastor Claus von Aderkas, mein lieber, guter Freund aus Bremen, seinen Haus-Altar-Koffer, mit dem er als junger Pfarrer übers Land gezogen war – zu Menschen, die nicht in die Kirche kommen konnten. In dem schwarzen Koffer sind natürlich auch die Taufgeräte. Sogar aus Silber. Diesen Koffer halte ich in Ehren. Er steht in der Sakristei der kleinen Kirche. Aber trotzdem möchte ich für unsere Kirche ein richtiges Taufbecken. So eines wie auf dem Foto. Ich will nicht gleich den halben Jordan-Fluß in der Kirche in Lettland. Aber ein richtiges Taufbecken – das sollte es schon sein. Ich bin da ziemlich sicher: Irgendwann finde ich das passende Taufbecken.
3. Da stehe ich nun an diesem Taufbecken, weil ich für kurze Zeit der Nordsee entfliehen wollte – die Gedanken gehen weit, weit zurück. Und ich stelle die Frage,



„Mein" Taufbecken in der alten Dorfkirche von Neukirchen bei Niebüll. Emil Nolde skizzierte die Taufe – und ich suche das Bild seit Jahren.

die sich jeder stellt, wenn er die Eltern verloren hat: Warum habe ich eigentlich nicht danach und danach gefragt – und hätte ich nicht öfter „Danke“ sagen sollen?......

Der Hecht und das Lamm

Ziemlich plötzlich ist mir der Appetit auf Lammbraten vergangen. Schuld daran ist Sylt. Das kam so: Als junger Kerl war ich beim Essen nicht wählerisch. Hauptsache viel und satt. Mit den Jahren wird die Zunge kritischer. Nicht mehr so viel – aber gut. Fisch und Lamm rangiert bei mir ganz weit oben. Den Fisch würde ich am liebsten selber angeln. Könnte ich auch. In Lettland. Da fließt das Flüßchen Svitene vorbei an meinem alten Familien-Grundstück – und ist voll mit Hechten. Hechtfleisch ist fest und zart, schmeckt gebraten wunderbar. Trotzdem angle ich keine Hechte. Ich mag den zappelnden Fisch nicht vom Angelhaken abmachen. Da tut das Vieh mir irgendwie leid. Also laß ich Hechte Hechte sein. Einmal wollte ich es doch versuchen. Keine 5 Minuten – und ich hatte ein Prachtexemplar an der Leine. Ich glaube, der hatte so an die 5 Pfund. Das ist für Hechte schon ein ziemlich strammer Bursche. Ich saß allein an der Svitene – und der Fisch am Haken. Bei diesem Hecht hatte ich mehr Respekt als Mitleid. Hätte ich den unfachmännisch vom Haken genommen – Finger ab, zumindest ein kräftiger Biß. Zum Glück war da noch Darius, Hausverwalter und handwerklich „Mädchen für alles" auf dem Hof und der angrenzenden Kapelle. Ich alarmierte ihn mit lautem Geschrei: „Ich glaub, ich hab einen Wal an der Angel."
Am Mittag briet Tanja den dicken Hecht in der Pfanne. Entschuldigung – mit diesem Hecht wollte ich die Sache mit dem Lamm nur ein wenig rauszögern. Ein Lamm – das ist kein Fisch...... und da reagieren wir Menschen sensibler. Diesen Bericht habe ich im April 2008 geschrieben. Da war Sylt voll mit Lämmern. So viele Lämmer auf einmal hatte ich noch nie gesehen. Die meisten in List auf Sylt. In Schreibpausen bin ich oft nach List gefahren. Kleinen Lämmern beim Spielen zuzusehen, ist eine Freude. Die machen Luftsprünge aus dem Stand und rennen spielend herum wie kleine Hunde. Eines sieht aus wie das andere. Nur die pechschwarzen oder schwarz-weiß-gefleckten



Lämmchen mit Mama – in List auf Sylt…… und plötzlich schmeckte mir kein Lammbraten mehr.

fallen aus dem Rahmen. Hunderte von Schafen, Hunderte von Lämmern. Das „Mäh" der einzelnen Tiere kann ich nicht unterscheiden. Die Lämmer wohl doch. Ein „Mäh" von der Schaf-Mama – und sie kommen angesaust. Verwechslung ausgeschlossen.
Und auf allen Sylter Speisekarten steht im April als „besonderes Gericht" angepriesen **„Lamm-Braten"**.
Der erste deutsche Spargel – Alternative. Oder Rind, auch vegetarisch – wer's mag. Aber eigentlich wollte ich Lamm. Da saß mir List im Kopf.........und die lustigen kleinen Lämmer, die ich so oft bewundert hatte. Die Kellnerin muß etwas geahnt haben. Jedenfalls kam sie an meinen Tisch und sagte ziemlich forsch: „Empfehlen kann ich den Lammbraten. Das Lamm kommt aus Neuseeland." Ich glaubte ihr nicht und bestellte Spargel.
Das Lamm kommt aus Neuseeland – vergiß die Lämmer von List auf Sylt. Das meinte sie wohl damit. Manchmal sind wir Menschen doch eine seltsame Sorte von Lebewesen auf diesem Globus. Von wegen „Neuseeland".

Tauben und alte Tanten

Warum um alles in der Welt müssen gutmütige, alte Tanten ständig Tauben füttern? Kleine Renten, aber große und prall-gefüllte Einkaufstaschen mit Brot und extra gekauftem Vogelfutter. Jeden Tag sehe ich das fast vor meiner Haustür in Hamburg, direkt an der Alster. Die alte Tante mit dem Dutt macht vor Freude fast Luftsprünge, wenn sich so eine Taube auf die ausgestreckte Hand setzt und dort das Futter aufpickt. Auch wenn ich mir jetzt den Zorn aller alten Tanten zuziehe: Aber Tauben sind fliegende Ratten und stecken voller Krankheiten. Es gab schon Stadtväter, die fast aus dem Amt gejagt worden wären, weil sie die Tauben aus dem Zentrum der Stadt vertreiben oder die Taubeneier durch spezielle Chemikalien unfruchtbar machen wollten. „Tierquäler" – eine breite Front der Ablehnung. Hamburg hat so etwas ähnliches wie einen Ober-Tierarzt – „Amts-Veterinär". Der hat ein Faltblatt herausgegeben. Darin kann es jeder schwarz auf weiß lesen: Die wahren Tierquäler bei Tauben sind gutmütige, alte Tanten, die ihre Rente an Tauben verfüttern. Außerhalb der Stadt lebende Tauben legen nur einmal im Jahr Eier, verbringen die übrige Zeit mit der Suche nach Futter. Ihre ausgebrüteten Jungen sind gesund, keine fliegenden Ratten. In der Stadt gefütterte Tauben legen drei- oder sogar viermal im Jahr Eier. Sie müssen ihr gesundes Futter nicht suchen. Es wird ihnen von den guten, alten Tanten ja Tag für Tag gebracht – dazu Touristen, die Brötchenreste an Tauben verfüttern – oder Überbleibsel von McDonald......
Mehr als ein Gelege pro Jahr kann eine Taube aber nicht aufziehen. Die meisten der geschlüpften Täubchen verhungern, verkommen, werden von anderen Tauben oder Vögeln gefressen oder gehen an ansteckenden Vogelkrankheiten ein, die sie in ihren verrottenden Nestern verbreiten. Mag ja sein, daß wir Christen-Menschen ein besonderes Verhältnis zu Tauben haben. Doch die gläsernen, weißen Tauben in den bunten Kirchenfenstern wurden



nicht mit Krümeln von McDonald gefüttert – und auch nicht von gutmütigen, alten Tanten, die sich für „tierlieb" hielten.
Trotzdem will ich nicht zu hart urteilen. So ganz im stillen Kämmerlein denke ich manchmal: Wenn du so ganz allein bist auf dieser Welt – und niemanden hast, mit dem du sprechen kannst.........würdest du da nicht vielleicht auch einen Beutel mit Brotresten füttern und...... Nein besser nicht. Zum Glück gibt es an „meiner" Alster auch noch Gänse, Enten und Schwäne.
Snoopy – meine gute Freundin aus Thailand, die schimpft über diesen Tauben-Bericht. Als junge Leute besuchten wir in England gemeinsam eine Englisch-Schule. Wenn ich es nicht sah – dann stopfte Snoopy in der Schule immer heimlich Brotreste in die Schultasche...... und plötzlich hatte sie keine Zeit mehr für mich. Sie lief im schönen Städtchen Bath auf den Kirchplatz und fütterte die Tauben. Und damals war sie 19...... keine alte Tante. Wir sind immer noch gute Freunde. Manchmal ermahnt Snoopy mich: „Jo – beim Thema Tauben, da solltest du toleranter sein."

Bruno und die „dote" Anne

Wie soll ich es sagen, ohne jemandem auf die Füße zu treten? Vielleicht so: Bruno liebte es üppig. Bei den Damen. Um der Klarheit und Wahrheit ein ganz klein wenig näher zu kommen, muß ich es aber zumindest so formulieren dürfen: Je dicker und fülliger die Frauen, desto mehr Glanz in Brunos Augen.
Bruno war Antiquitätenhändler im Hamburger Stadtteil St. Georg. Mitten in der Bohème-Straße „Lange Reihe". Heute ist die Lange Reihe teuer – und fast schon „fein". Vor 30 Jahren war sie weder teuer und schon gar nicht fein. Die „Fräuleins vom leichten Gewerbe"...... die hatten hier Einsatz. Der beliebteste Standplatz für die „Fräuleins": Lange Reihe 71. Da kam am 22. September 1891 Hans Albers auf die Welt. Hans-Philipp-August Albers ...... mit vollem Namen. Sohn des Metzgermeisters Wilhelm-Philipp Albers und dessen Frau Johanna-Dorothea. Hans Albers hin, Hans Albers her. Trotz seiner Hamburger Beliebtheit: In „guten Hamburger Kreisen" wurde über die Lange Reihe eher mit gedämpfter Stimme gesprochen. „Die Fräuleins".....und auch sonst. Aber ob gedämpft oder nicht. Gesprochen ist gesprochen. Der leichte „Geruch" einer Straße hat ja schließlich auch für „feinere" Menschen seinen Reiz. Und wer beim Flanieren durch die Lange Reihe gesehen wurde, der konnte dann immer behaupten: „Nur wegen Hans Albers und seinem Geburtshaus." Genau in dieser Straße eröffnete Bruno seinen Antiquitätenladen. Der etwas heruntergekommene Anstrich der Langen Reihe paßte gut zu Brunos Laden. Kreuz und quer sah es da aus. Aber ohlala – vom Feinsten. Angefangen im Keller – bis hin zur Decke der ebenerdigen Verkaufsfläche – vollgestopft mit herrlichen Altertümern. Gemälde, Meißner Porzellan, beste antiquarische Möbel, vom Staub der Jahrhunderte bedeckte Folianten, Gold und Silber jeder Art. Vom einfachen Fischmesser bis zum vergoldeten Prunklüster mit massiven Silberarmen. Die schäbig aussehende Lange Reihe und der Gammel-Anstrich

von Brunos Laden: Das paßte ins Verkaufskonzept, weil jeder glaubte: „Da mach ich ein Schnäppchen." Bruno bestärkte seine Kunden darin mit dem Dauer-Werbespruch **Alles muß raus.**
Mit dieser fast schon genialen Verkaufs-Mischung machte Bruno dicke Geschäfte. Kein Problem beim Nachschub. Bruno zahlte bar – fragte nicht lange „Woher?" Auf dem Ladentisch, unter dem Ladentisch. Je nach dem. Eines Tages stand die dicke Anne bei Bruno im Laden. Blond, blauäugig, äußerlich wie Lange Reihe und Antiquitätenladen zusammen...... und sehr, sehr „barock"...... um es nicht böse zu formulieren. Brunos Augen glänzten auf Kommando wie das mit Scheinwerfern angestrahlte Silber in seinen Verkaufsregalen. Eigentlich wollte die dicke Anne nur eine Schokoladen-Tasse kaufen. So eine mit solidem Henkel und Platz für viel Kakao. Eben passend zur dicken Anne. „Die Tasse schenke ich Ihnen"...... sagte Bruno. So spendabel war Bruno sonst nicht. Er schenkte ihr die Schokoladen-Tasse und seine ganze Liebe. Eine Woche später zog die dicke Anne bei Bruno ein – wenig später war sie Einkäuferin für das Geschäft. Bruno war ein guter Geschäftsmann. Die dicke Anne noch besser. Aber jeder Mensch hat eben seine kleinen Schwächen. Die dicke Anne war – so ganz, ganz heimlich, daß es Bruno nicht merkte – in mich vernarrt. Ich aber nicht in sie. Trotzdem war ich bei Anne von ausgesuchter Höflichkeit. War Bruno nicht im Laden, verkaufte sie mir zu Spottpreisen die herrlichsten Antiquitäten. Möbel, silberne Eßbestecke, Ölgemälde vom Feinsten. Als junger Journalist bei Axel Springer war ich nicht eben „knapp bei Kasse". Aber den „normalen" Verkaufspreis hätte ich nie auf den Tisch legen können. Danke Anne – ich habe eine großartige Sammlung herrlicher Antiquitäten.
Anne fühlte sich wohl bei Bruno. Gutes Leben, geliebt, umsorgt, angehimmelt, Einkaufs-Chefin. Nur Bruno war nicht mehr „so gut drauf"...... seit Anne bei ihm wohnte. 6 Jahre lebte Bruno mit Anne zusammen. Im dritten Jahr waren sich alle Bekannten sicher: „Bruno ist nicht mehr

ganz dicht. Bei dem tickt es nicht richtig im Oberstübchen." Seine Hände zitterten, das Gesicht war fahl. Bruno sah krank aus. Auch sein Wesen veränderte sich. Wollten Kunden in Ruhe die Kostbarkeiten seines Ladens betrachten, fauchte er sie nach wenigen Minuten mit dem ständig wiederkehrenden Satz an: „Keine Betten zu Hause? Alles muß raus. Sie auch." Dem Geschäft tat das keinen Abbruch. Die Kunden dachten sich wohl: „Bei dem verrückten Hund läßt sich bestimmt ein Schnäppchen machen."
Einmal besuchte Bruno mich mit Anne in meiner Hamburger Wohnung. Junggesellen-„Bude" in der 25. Etage vom Hamburger Wohnhaus „Mundsburg". Nirgendwo ist der Blick auf Hamburg schöner als von da oben. Bruno und Anne brachten mir einen Kristall-Leuchter zum Schnäppchen-Preis. Ich war überrascht, daß auch Bruno mit dem Preis einverstanden war. Anne hatte ihn wohl überredet. Bruno machte zunehmend nur noch das, was Anne sagte. Beim Aufhängen der Lampe stieg Bruno auf eine Leiter, blieb plötzlich wie angewurzelt stehen, gaffte nur noch starr vor sich hin. Weggetreten. „Bruno hat manchmal so Ausfälle"...... beruhigte Anne mich. Ich war aber nicht zu beruhigen, bestand darauf: „Bruno muß endlich zum Arzt."
Arzt? – nein. Anne war dagegen. „Bruno erholt sich schon. Ich bringe ihn wieder auf die Beine." So langsam machte ich mir meine Gedanken, wurde mißtrauisch.
Dann fuhr Anne nach Holland. Dort kaufte sie Antiquitäten ein. Eine gute Autofahrerin? Nein – das war die dicke Anne nicht. Trotzdem fuhr sie schnell. Immer zu schnell. Einen Schutzengel gab es für Anne nicht. In ihrem Mercedes-Kombi krachte sie mit vielleicht 180 Stundenkilometern auf den flachen Anhänger eines Sattelschleppers. Aus. Von Anne blieb nicht viel übrig. Die Feuerwehr schweißte und schnitt den Leichnam aus einem Mercedes-Blechknäuel. Unversehrt war Annes Handtasche geblieben. Die bekam Bruno. Namen von Banken, Safe-Schlüssel, ausländische Konten. Was Bruno in der Handtasche von Anne alles fand. „Anne is dot"...... sagte er jedem......

„aber was die alles hatte." Heimlich hatte Anne sich verschiedene Bank-Schließfächer mit Gold aus Brunos Antiquitätenladen gefüllt, Konten angelegt und massenweise Geld gestapelt. Alle schwiegen, niemand wollte Bruno die Wahrheit sagen, die jedem klar war. „Bruno liebt die dote Anne trotzdem"......... sagten sich alle. „Vielleicht geht er bald hinterher"...... so mutmaßte manch einer sogar. Alles Käse. Bruno ging es von Woche zu Woche besser. Farbe im Gesicht, kein geistiges Wegtreten mehr, keine bösen Sprüche bei den Kunden – wie: „Keine Betten zu Hause? Alles muß raus. Sie auch." Bruno wurde wieder der alte Bruno. Eines Tages fand Bruno versteckt in einem Schränkchen eine kleine Flasche. Klein, braun, mit Flüssigkeit halb gefüllt. Auf der Flasche stand mit Annes Handschrift „Bruno". Einfach nur „Bruno"....... sonst nichts.
Bruno ließ den Inhalt der Flasche in einem Spezial-Labor untersuchen. Als ich nach dem Ergebnis fragte – da weinte Bruno und sagte nur leise: „Und dabei habe ich Anne so geliebt......" Gift!
Bruno ist inzwischen ein alter Mann. Aber kerngesund. Manchmal seh ich ihn. Dann braust er mit einem Sport-Fahrrad um die Hamburger Alster. Wenn auch er mich sieht, dann winkt er, ruft mir zu: „Joachim – du weißt ja: Alles muß raus." Bruno und die dote Anne. Ich glaube nicht, daß Anne in den Himmel gekommen ist – trotz der vielen schönen Antiquitäten, die noch heute in meiner Wohnung stehen.

P.S.: An dieser Geschichte habe ich nur die Namen geändert.

Der thailändische Bettler

Kennen Sie das Gefühl? Da sitzt ein Bettler auf der Straße – und sofort beginnt der innere Kampf in einem: Sehe ich ganz einfach an ihm vorbei, auf die andere Straßenseite – oder rücke ich was raus? Sofort stellt sich die innere Waage ein: Der oder die könnte doch auch arbeiten, müßte nicht auf der Straße sitzen und betteln. Außerdem – Sozialstaat. In Deutschland muß niemand hungern, frieren und ohne Dach über dem Kopf bleiben. Papa Staat sorgt für jeden. Stimmt. Oder vielleicht doch nicht?
Ein wenig schlechtes Gewissen bleibt doch, wenn die eigenen Taschen sich nicht geöffnet haben.
Ich bin als junger Journalist einmal dem Schicksal von 10 deutschen Bettlern nachgegangen. 8 von diesen Bettlern waren nicht arm, aber faul. Es war für sie bequemer auf der Straße zu sitzen und die Hand aufzuhalten – als mit den Händen zu arbeiten. Von den zwei anderen liebte einer mehr den Schnaps als die Arbeit, der letzte, Nummer 10, war psychisch krank, wäre in einer Klinik besser aufgehoben gewesen als auf der Straße.
Wir sind in Deutschland zu flott mit dem Begriff „neue Armut“ geworden. Ich kann das sagen, weil ich wirkliche Armut kenne. Tatsache: Immer mehr Menschen in Deutschland leben in aller-bescheidensten Verhältnissen und es geht ihnen nicht gut. Trotzdem ist der Spruch von der „neuen Armut“ Jammerei auf hohem Niveau. Wirkliche Armut – das heißt: Hungern, frieren, kaum Bekleidung, kein Dach über dem Kopf – krank, aber keine Möglichkeit zum Amt zu gehen, weil Geld fehlt – und Kinder müssen arbeiten, können aus finanziellen Gründen keine Schule besuchen. Das ist Armut. Solche Armut kenne ich aus Afrika, Asien und Lateinamerika. Die Armut in Afrika ist fast immer hausgemacht. Da hält sich mein Mitgefühl in Grenzen. Afrika könnte ein reicher Kontinent sein, müßte nicht mit westlichen Geldern unterstützt werden.
Nach dem Krieg waren wir in Deutschland arm, sehr arm. Millionen lebten in Trümmern, erfroren in eisigen Win-

tern, verhungerten oder starben total entkräftet oft schon an kleinen Krankheiten. Wer spricht heute noch von 15 Millionen Vertriebenen, die wir damals hatten?
Meine nach Sibirien deportierte Familie aus Lettland – ja, die war arm. Bettelarm. In den eisigen Wintern klammerten sich meine Schwestern Rita und Aija in einem Sowjetlager bei Omsk in den Nächten im Kuhstall an die Rinder. Durch die Körperwärme der Tiere überlebten sie Temperaturen von 40 Grad Minus und mehr. An Sonntagen legten sie getrocknete Kuh-Fladen auf den Fußboden der Holzhütte, weil das ein ganz klein wenig wie ein Teppich im geraubten Haus der Heimat aussah.
Ich selber habe solche Armut in meinem Leben nicht ertragen müssen – aber gesehen hab' ich sie mit eigenen Augen. Vor allem in Asien. Ich denke da zum Beispiel an den Müll-Sortierer in der Nähe vom DUSIT THANI Hotel im Zentrum Bangkoks. Tag für Tag durchwühlt er die stinkenden Mülltonnen nach leeren Flaschen, für die er einige Münzlein bekommt, von denen er für sich, seine Frau und die dreijährige Tochter Lebensmittel kaufen kann. Meist kauft er nur für die Frau und die Tochter, behauptet: „Ich habe schon gegessen, bin nicht hungrig." Was er der Frau verschweigt: Er verzehrt aus der Mülltonne Reste der fortgeworfenen Lebensmittel – achtet immer darauf, daß die Mülltonnen möglichst in der Nähe von Restaurants stehen. Da werden neben Essensresten auch viele Zeitungen in die Tonne geworfen. Die bringen zusätzlich ein ganz klein wenig Geld.
Wenn ich dem Mann begegnete, sah ich nicht auf die andere Straßenseite. Natürlich gab ich ihm immer ein wenig Geld. Erstens bettelte er nicht und zweitens: Ihm war anzusehen, daß er ärmer war als jede arme Kirchenmaus in Europa.
Einmal hatte ich meine „Spendier-Hosen" an – da drückte ich ihm 500 Baht in die Hand. Damals etwa 40 Euro. Viel Geld in Thailand. Der Müll-Sortierer sah mich sprachlos und mit großen Augen an...... und ich hatte ein gutes Gefühl.



Am Abend traf ich Murat Temeltas. Technischer Leiter unseres Hamburger Büros, 34 Jahre alt, Muslim und sehr guter Freund von mir, den ich seit seinem vierzehnten Lebensjahr kenne. Murat ist die personifizierte Gutmütigkeit eines Menschen, gläubig – aber alles andere als ein moslemischer Fundamentalist. Murat begleitete mich auf dieser Thailand-Reise, sondierte die wirtschaftliche Lage eines Heimes, in dem blinde, körperlich und geistig behinderte Kinder leben.
Murat ist ein ausgeglichener Mensch – nicht an diesem Abend. Er war aufgebracht, schimpfte: „Ich habe mich gräßlich über einige Thai-Verkäuferinnen geärgert, die sonst immer so freundlich sind."
Was war geschehen? Auch Murat war auf der Straße einem Müll-Sortierer begegnet, der an Maiskolben nagte, die er sich aus dem Dreck der Blechtonne gefischt hatte. Murat – der bei mir immer nur „dicker Murat" heißt – hatte mehr gemacht als ich mit meinen 500 Baht. Sehr viel mehr.
Kurzentschlossen war Murat mit dem erbärmlich aussehenden Mann in ein Restaurant gegangen, ließ ihn essen, was und wieviel er wollte. Danach hatte Murat bestimmt: „Jetzt ziehst du dich anständig an." Als Murat mit dem schäbig aussehenden Mann das Restaurant verließ, machte die Bedienung ein erleichtertes Gesicht.
Entsetzte Gesichter bei den sonst immer fröhlich kichernden Verkäuferinnen gab es im ROBINSON-Kaufhaus am Lumpini-Park von Bangkok – als Murat dort mit seinem neuen Freund in der Herren-Bekleidungs-Abteilung aufkreuzte. Demonstrativ drehten sich die Verkäuferinnen ab, überhörten Murats Bitte um Bedienung. Da wurde Murat böse – und so gut er es in englischer Sprache eben konnte, schimpfte er laut los, forderte sofortige Bedienung und den Abteilungsleiter. Es gehört schon einiges dazu, um Murat wütend zu machen. Die kleinen Mädchen mußten wohl gespürt haben, wie ernst Murat es meinte, weil er nicht einen Millimeter von den Verkaufsregalen wich und einen ziemlich bösen Gesichtsausdruck bekam. Unterwäsche, Socken, zwei Hemden, zwei Hosen,

ein Gürtel und ein Paar Schuhe. Murat ließ nicht locker, bevor diese Sachen verpackt waren. Die Mädchen blickten zu Boden, der Müll-Sortierer wischte sich heimlich Tränen aus den Augen, und mein dicker Murat hielt das alles für selbstverständlich, als er mir am Abend diese Geschichte erzählte. Wie klein kam ich mir da mit meinen 500 Baht an den anderen Müll-Sortierer vor……

Der tote Zigeuner und das tote Huhn

Rabenschwarze Nacht. Nicht ein Lichtlein zu sehen. Auf den Straßen Schmutz, Schlamm, wehendes Papier, Plastikfolien. Es ist kalt, regnerisch und naß. Rumänien, Anfang 1990 – Tage nach dem Sturz des kommunistischen Ceausescu-Regimes. Kurz hinter der ungarischen Grenze. Am Steuer meines alten MERCEDES Diesel 300 Dr. Antonio Triani, italienischer Arzt, guter Freund von mir.
Selbst in den kleinen, ärmlichen Häusern links und rechts der Straße keine Lichter. Wie alle kommunistischen Führer hatte der rumänische Diktator vom „Paradies der Arbeiter" geschwafelt. So schlimm hatte ich mir das Paradies nicht vorgestellt. Die Fahrt, die ersten Eindrücke – der Schmutz und die Dunkelheit sind deprimierend. Hinter der ungarisch-rumänischen Grenze hatten wir in einer schäbigen Bude, die sich „Restaurant" nannte, ein wenig vertrocknetes Weißbrot bekommen. Am Nachbartisch beobachtete uns mit großen Augen ein etwa 15-jähriger Junge. „Wahrscheinlich kommen wir dem vor wie Wesen von einem anderen Planeten", sagte Antonio. Ich nickte. Im Weißbrot hatte ich eine Made entdeckt, war satt, stand auf. Genau darauf hatte der Junge vom Nachbartisch gewartet. Hastig sprang er auf, räumte mit einer Handbewegung die restlichen Weißbrot-Scheiben vom Teller und stopfte sich das krümelnde Ekel-Zeug hungrig in den Mund.
Ich winkte dem Jungen zu, meinte damit: „Komm, ich habe im Auto etwas für dich." Das Auto war voller Hilfsgüter. Schlechte Erfahrungen, Angst vor Fremden? Wie auch immer – der Junge lief eilig in der Dunkelheit davon.
Weiter die Fahrt durchs fast gespenstisch wirkende „Arbeiter-Paradies", dessen roter Führer mit Vorliebe Propagandafilme des einstigen „braunen" Führers aus Deutschland betrachtete und dessen Handbewegungen und Mimik gern nachahmte.
Da, ein seltsam wankender Schatten auf der Straße. Antonio bremst das Auto ab. Auf den schrecklichen Straßen läßt sich ohnehin kaum 50 Kilometer pro Stunde fahren.

Der Schatten ist ein Mensch. Ein dumpf-klatschendes Geräusch. Mit grotesk wirkenden Bewegungen direkt vor unser Auto gelaufen, bleibt bewegungslos auf der Kühlerhaube liegen. Ich bin geschockt. Als Kind hatte ich in Kiel einen schweren Verkehrsunfall, bei dem ein Mensch starb. So etwas vergißt man nicht.
Für einen Moment bleibe ich wie erstarrt im Auto sitzen. Antonio ist schon rausgesprungen, bückt sich über den zerlumpt aussehenden Mann auf der Motorhaube des weißen MERCEDES. Aus den Gebüschen am Straßenrand springen düstere Gestalten auf die Straße, umringen uns schreiend. Zigeuner. Eine alte Frau weint und klagt „Mann tot. Mann. Mein Mann tot. Jetzt Witwe. So arm." Der offensichtliche Chef der etwa 10 Zigeuner radebrecht: „Jetzt viel Geld zahlen, sonst Polizei, Gefängnis." Inzwischen habe ich mich gefaßt, ahne etwas. Antonio, der immer noch am Unfallopfer steht, flüstert mir zu: „Der Tote stinkt schon. Ich glaube, die haben den ausgebuddelt. Der ist schon seit Tagen tot." Zack, sitzen wir im Auto, geben Gas. Hinter uns die wild gestikulierende Meute. Im nächsten Ort steuern wir eine Polizeistation an. „Sie kennen Rumänien noch nicht. Schon wieder der Tote?"..... werden wir begrüßt. Die Polizisten lachen, wir nicht.
„Sie sind heute schon der Dritte aus dem Westen, der diesen Mann mit dem Auto totgefahren hat. Der Tote ist seit Tagen in einer anderen Welt. Hölle oder Himmel. Wer weiß? Die Zigeuner warten auf der dunklen Straße auf westliche Autos. Kommt eines, fängt der Tote an zu laufen, landet auf dem Kühler. Aber immer wenn wir kommen, sind die Zigeuner mit ihrem Toten verschwunden. Kein Grund zur Aufregung.....der Spaß ist bald vorbei. So ein Toter ist schließlich keine Konserve, zerfällt langsam – wird auch nicht besser, wenn er immer wieder vor Autos knallt."
Als wir wieder im Auto sitzen, lachen wir erlöst, aber ein wenig verrückt ...... wie nach einem Albtraum. Drei Tage später lesen wir dann in einer deutschsprachigen Zeitung Rumäniens, daß die Leichen-Werfer geschnappt und auf „Nummer sicher" gebracht worden sind.

Meine nächste „Leiche" in Rumänien war ein Huhn. Periam – im einst reichen Banat, dort wo Maria Theresia in ihrem Habsburger Herrschaftsbereich die deutschstämmigen Banater Schwaben ansiedelte, um das Land urbar und noch fruchtbarer zu machen, als es ohnehin schon war. Ein Waisenhaus. Eines dieser schrecklichen Häuser, in dem die Kinder hungerten und wie die Fliegen starben. Lebensmittel, Medikamente, Bekleidung – ein Begleit-Tross von uns bringt alles. Die Lebensmittel werden für die 120 Kinder rund vier Wochen reichen. Danach wird weitere Hilfe versprochen und organisiert. AKTION REISKORN, der Hilfsverein, bei dem ich Vorsitzender bin, schafft es. Wichtiger als die Bekleidung ist für die Kinder eine Spritztour in meinem Auto. Wie kann ich „nein" sagen? Glatte, lange Landstraße. Vielleicht 3 Kilometer. Ich beschleunige auf 100, die Kinder im Auto jubeln, fühlen sich in meinem MERCEDES, dessen Motor schon mehr als 500 000 anzeigt, wie in einer Raum-Rakete. „Peng" hängt ein aufgescheuchtes Huhn an der Windschutzscheibe.
Ich bremse, fahre zurück, gehe in den kleinen, sehr sauber wirkenden Bauernhof, aus dem das Federvieh geflattert kam. Am Tor ein Mann, der in schönem alten Deutsch zu mir sagt: „Aber mein Herr. Das ist kein Desaster. Ein deutsches Auto ist doch schöner als ein Panzer der Kommunisten. Grämen Sie sich nicht." Ich drücke dem sympathischen Bäuerlein 10 Mark in die Hand, entschuldige mich. „Was?"...... starrt er fassungslos ...... erst auf den Zehner, dann auf mich. 10 Mark für ein Huhn? Ich habe genau 23 Hühner. Bitte, fahren Sie alle 23 tot und geben mir für jedes 10 Mark. Dann bin ich hier ein reicher Mann."
Wir lachen beide, schütteln uns die Hände ...... und ich freue mich, daß ich beim nächsten Hilfstransport erneut bei ihm stoppen und mit anderen Dingen helfen kann. Immer zum Osterfest bekomme ich aus Periam von diesem Mann eine Postkarte. Ein toter Zigeuner und ein totes Huhn. Also wirklich – so sollte man das ja nun auch wieder nicht sagen. Aber denken muß ich trotzdem daran.

Schwarze Schuhcreme auf Capri

Diese Verbotsschilder aus meiner Kindheit in den Fünfziger Jahren fand ich schon damals gräßlich: „Das Lärmen und Spielen von Kindern im Treppenhaus und auf dem Hof ist **strengstens** untersagt."
Als Kind läßt sich das nur so sehen:

1. Was verboten ist, macht erst so richtig Spaß.
2. Als Kind lassen sich im Treppenhaus eines 4-Etagen-Hauses die tollsten Dinge machen.

Hier nur einige Beispiele:

a) Auf's Geländer in der oberen Etage setzen, bis nach unten rutschen. Aufpassen in den Kurven. Da wird es eng und kann zwicken.
b) Mit beiden Händen ans Geländer fassen und dann so viele Treppen wie nur möglich auf einmal springen.
c) Von der oberen Etage kleine Papierkügelchen nach unten fallen lassen. Gewinner ist derjenige, von dem die meisten Kugeln im Erdgeschoß gelandet sind.
d) Papiertüten aufblasen, dann mit der Hand draufschlagen. Das knallt herrlich, macht jeden Hauswirt mopsfidel.
e) Ich sollte es nicht sagen, kann es mir aber nicht verkneifen: Was bringt rotzfrechen und voller Schabernack steckenden Straßenkindern mehr Freude, als zu Silvester in Treppenhäusern „China-Böller" zur Explosion zu bringen? Erst der ohrenbetäubende Knall, dann die aufgerissenen Türen und schimpfenden Mieter.....

Es ist besser, wenn ich hier stoppe. Ich weiß, daß viele Eltern und Großeltern meine Bücher auch den Kindern und Enkeln geben. Und dann heißt es nachher: „Aber der Siegerist hat es ja gesagt und bestimmt auch selbst gemacht. Bei dem müßt ihr lachen. Aber ich bekomm eine geklebt....."
Ich gebe zu, daß ich Kinder-verrückt bin, weil ich mir trotz meines Alters immer selber ein wenig Kindheit in mir aufbewahrt habe, die ich auch mit 90 noch nicht aufgeben möchte.

Ich kann deswegen auch keine Menschen leiden, die sich schon vom lauten Lachen eines Kindes gestört fühlen. Ich wohne in einer „feinen" Hamburger Gegend. Im gleichen Haus eine Franzosen-Familie mit vier kleinen Kindern. Einmal im Jahr – immer in den Sommerferien – fahren sie nach Frankreich. Dann ist das Haus für mich traurig-leise – und ich vermisse die kleinen Rotznasen mit ihrem Geschrei und Gespringe auf dem Hof oder im Treppenhaus. Ihr Lieblingsspielplatz ist der Garten hinter dem Haus. Lieblingsspiel: Wasser auf den Kopf kippen. Erst muß ich fragen: „Was wollt ihr lieber? Wasser oder Schokolade?" Wie auf Kommando brüllen die Mini-Franzosen dann zu mir in die erste Etage: „Wasser, wir wollen Wasser." Ein gutes Dutzend Mal muß ich in meiner Küche Wassereimer füllen und nach unten kippen. Wie Tauben, auf die ein Falke stößt, stieben sie schreiend auseinander. Ob ich mir bei den anderen Hausbewohnern damit Freunde schaffe..... ich bin nicht sicher.
Nach dem Wasser-Kippen fliegen dann Schokoladen-Stücke von meinem Balkon auf den Rasen im Garten. Wie Körner suchende Hühnchen sausen dann meine Franzosen-Freunde übers Grün und sacken die Süßigkeiten ein.
Ist es so? Wer selber keine Kinder hat, liebt Kinder. Einer der Gründe, weswegen ich Anfang der Achtziger als Chefreporter von HÖRZU gemeinsam mit dem alten Box-Weltmeister Max Schmeling den Kinderhilfsverein AKTION REISKORN e.V. aus der Taufe gehoben habe, der noch heute zu meinen Lieblings-„Beschäftigungen" zählt. Kinder-Feinde, ausgesprochene Kinder-Feinde, die finde ich gräßlich und laß sie es auch wissen.
Ich erinnere mich noch daran, wie ich mit meinem damals 13 Jahre alten Neffen Stefan aus Wiesbaden auf Capri war. „Tiberio Palace" hieß das Hotel. Mitte der „Siebziger". Neben uns wohnten Engländer mit zwei Pekinesen-Hunden. Lachte Stefan zu laut – „empörtes" Klopfen an der Wand, vergaß er beim Frühstück eine Serviette auf den Schoß zu legen, herablassende Blicke. Wollte er die Pekinesen strei-



cheln, deren Gesichter denen der Besitzer ein ganz klein wenig ähnelten, zogen sie die Tiere zurück.
Ich sah mir das zwei Tage kommentarlos an. Dann ging ich in einen Krämerladen in der Nähe der Piazza, kaufte eine große Dose ERDAL. Schwarz. Die Schuhcreme mit dem Frosch auf der Büchse. Dazu eine kleine Bürste.
Stefan mußte Wache schieben. Ich schmierte den Türgriff der Hoteltür unserer Pekinesen-Nachbarn dick mit schwarzer Schuhcreme ein...... und dann warteten wir hinter unserer Zimmertür ab.
Geräusche im Treppenhaus. Schlüssel im Schloß der Nachbartür. Noch nichts zu hören. Plötzlich ein gellender Schrei und Worte, die nicht besonders „fein englisch" waren.
Am nächsten Morgen sahen wir die Engländer nicht mehr im Frühstücksraum. Sie hatten morgens – so gegen 7 Uhr – das Hotel gewechselt, verriet uns das italienische Fräulein von der Rezeption. Sachen gibt's.

Da bekam der Teufel einen Stern auf den Kopf

12 lange Monate freut sich die kleine Sonja darauf, einmal im Jahr Engelchen im portugiesischen Karneval auf Madeira zu sein. Sie sieht wunderschön aus. Weißes Kleidchen, Sterne und auf einer richtigen Wolke sitzen. Oder sagen wir so: Auf einer fast richtigen Wolke. Karnevals-Wolken sind nun einmal aus Plastik, Watte, Farbe und Styropor. Aber wenn man das ganze Jahr über mit acht anderen Geschwistern in einem kleinen 32-Quadratmeter-Fischer-Häuschen wohnt und sich das Bett mit drei anderen Geschwistern teilt, dann heißt es schon was **Einmal im Jahr als Engel auf einer eigenen Wolke sitzen**.
Sonja ist 8. Und die Engelrolle beim Karnevalsverein darf sie immer spielen, weil der Karnevals-Chef der Insel-Hauptstadt Funchal fest davon überzeugt ist: „Kein Mädchen auf der Insel sieht mehr aus wie ein Engel als die kleine Sonja de Faria."
Drei Jahre ist Sonja schon der Karnevals-Engel beim Umzug. Das ist ein großes Ereignis. Da stehen Tausende von Menschen am Straßenrand. Sie singen, klatschen, jubeln und winken. Und viele deutsche Touristen sagen: „Oh, wie süß sie doch ist, die Kleine. Ein richtiger Engel."
Eigentlich wohnen Engel im Paradies. Sonja wohnt nur in einer Bruchbuden-Hütte in Camara de Lobos, dem Fischerdorf der Insel. Da ist kein Paradies. Der Vater fährt nachts mit anderen Männern aufs Meer. Nachts beißen die Fische besser. Vor allem dann, wenn an den Fischerbooten helle Leuchten eingeschaltet sind. Die Fischer von Camara de Lobos fischen Espada. Das ist ein schwarzer, länglicher Fisch mit Glotzaugen – sieht aus wie eine häßliche Schlange mit scharfen Zähnen, ungefähr einen Meter lang. Der Fisch lebt in etwa 3000 Metern Meerestiefe. Schön ist er nicht, aber er schmeckt.
Kommt Papa morgens vom Meer zurück – dann geht er nicht gleich nach Hause. Früh – so gegen 5 Uhr – da öffnen

die ersten Fischerkneipen. Und die Fischer von Camara de Lobos trinken. Alle Fischer in diesem Ort trinken. Poncha heißt ihr Lieblingsgetränk. Ein mit Obstsäften versetzter Zuckerrohr-Schnaps, der gut schmeckt, aber einem schnell die Beine wackelig macht. Poncha ist das Lieblingsgetränk der Fischer von Madeira.
Sonjas Mama wäre froh, wenn Papa statt Poncha Tee, Kaffee oder Wasser trinken würde. „Ohne den Schnaps hätte ich genug Geld, um den Kindern Milch zu kaufen"...... sagt Sonjas Mama.
Wenn Mama schimpft, dann wird Sonjas Papa böse. Sonja schämt sich, das zu sagen: Aber alle Nachbarn wissen, daß der betrunkene Papa Mama schlägt und oft auch die Kinder. Manchmal hat Mama so wenig Geld, daß es eine ganze Woche lang nichts anderes gibt als nur gestampfte Süßkartoffeln, die auf den Feldern im Norden der Insel wachsen. Süßkartoffeln gestampft – manchmal mit einem Schuß Milch. Mehr nicht.
Aber im Karneval von Madeira – im Februar – da ist alles vergessen. Die Stampfkartoffeln, der schlagende Vater, sein Grölen und Torkeln, wenn er so gegen 10 Uhr am Morgen wieder nach Hause kommt in das enge feuchte Fischerhäuschen. Beim Karnevalsumzug schwebt Sonja auf einer weißen Wolke über allen anderen und ist ein Engel.
Pedro ist ihr Klassenkamerad. Auch Pedro ist 8. Um sich größer zu machen, behauptet er bei seinen Schulkameraden: „Sonja ist meine Freundin. Und geküßt hab ich sie auch schon mal." Das ist gelogen. Aber was erzählen kleine Jungs nicht alles, wenn sie groß sein wollen......
Pedro – frech wie Oskar – ist bei Sonja viel zu schüchtern, um ihr einen Kuß zu geben. Außerdem findet er Küssen doof. Trotzdem behauptet Pedro überall: „Ich habe Sonja geküßt – und meine Freundin ist beim Karneval ein Engel."
Ein Engel ist Pedro nicht. In der Schule nicht, zu Hause nicht und auch nicht beim Karneval. Pedro muß keine Stampfkartoffeln essen. Sein Papa hat Bananen-Felder. Die Bananen von Madeira sind klein, aber teuer und schme-



cken besser als jede Banane, die wir in Deutschlands Supermärkten kaufen können. In Madeira kommen sie frisch vom Baum.
Manchmal besucht die kleine Sonja Pedro. Oft so gegen 1 Uhr am Mittag. Dann fragt sie: „Pedro, wollen wir spielen?" Aber Sonja will nicht mit Pedro spielen, sie wartet eigentlich nur darauf, daß Pedros Mama sagt: „Ja, spielen könnt ihr. Aber erst wird gegessen."
Dann darf Sonja mit am Tisch sitzen. Da liegt eine weiße Tischdecke mit Madeira-Stickereien – und vor dem Essen mit Fleisch, Gemüse, Obst und einer Vorsuppe – wird gebetet. In Sonjas Haus schimpft Papa beim Essen: „Schon wieder Stampfkartoffeln." Mamas Antwort ist immer gleich: „Ich kann nichts anderes kaufen, weil du das Geld versäufst." Dann gibt es wieder großes Geschrei und Schläge.
Deswegen geht Sonja gern am Mittag zu Pedro. Es ärgert sie nur, daß Pedro immer das mit dem Küssen erzählt. Wirklich – kein Wort ist davon wahr. In der Schule ist Pedro nicht der Beste. Einmal – da ist er schon „backengeblieben". Pedros Papa, der selbst kein guter Schüler war, ist deswegen nicht böse. Er sagt nur: „Du mußt später unsere Bananenfelder bearbeiten. Dazu brauche ich keinen Professor." Papa muß es wissen. Er war selber nur 4 Jahre in der Schule. Trotzdem geht es ihm gut. Vielleicht ist Pedro deswegen ein wenig übermütig. Er hat schon so einige Dinge auf dem Kerbholz. Ins Weihwasserbecken der kleinen Dorfkirche in Camara – da hat er einmal Tinte reingeschüttet. Überall blaue Tintenflecken. Auf den Kleidern, Gesichtern und auf dem Boden. Das war ein Spektakel. Verraten hat er es keinem – nur Sonja. Die kann schweigen. In den Benzintank vom Auto seines Lehrers hat er Zucker gekippt. Der Motor war „hinüber". Ein „Spaß" – nein, das war das eigentlich nicht mehr. Bewiesen werden konnte nichts – aber gewußt hat es trotzdem jeder: „Das mit der Tinte im Weihwasserbecken und dem Zucker im Motor – das kann nur Pedro gewesen sein. Der Junge hat den Satan im Leib."

Das hat Pedro gehört. Und als keines der Kinder vom Karnevalsverein den Teufel spielen wollte, da hat sich Pedro gemeldet. Das sieht komisch aus beim Karnevalsumzug. Sonja als Engel – und ihr auf den Fersen immer Pedro als kleiner, rot-schwarzer Teufel.
Natürlich kann Pedro es nicht sein lassen. Es „wurmt" ihn schon ein wenig, daß „seine" Sonja da oben auf der Wolke sitzt und den Engel spielen darf. Er als kleiner Höllenbewohner muß laufen – und viele Kinder rufen: „Teufelchen, Teufelchen. Du stinkst nach Pech und Schwefel." Einmal mußte Sonja deswegen lachen. Das hat Pedro so geärgert, daß er sie mit seiner Höllen-Forke in den Hintern pieken wollte.
Das hat Pedro oft gemacht. Immer wieder mit der Höllen-Gabel. Drei Stunden dauerte der große Umzug – und ihre Rolle als schöner Engel – die wollte sich Sonja durch den frechen Teufel-Pedro wirklich nicht vergrämen lassen. In einer Kurve des Umzugsweges auf den Straßen – dort, wo nicht so viele Menschen standen – da hat Sonja den hölzernen Stern in die rechte Hand genommen. Dieser Stern, der an einem Stiel befestigt ist und wie ein Engelszepter aussieht. Sie hat ganz einfach den Stern mit Stiel genommen und Pedro auf den Kopf geknallt. Und dabei hat sie laut geschimpft: „Auch als Engel muß ich mir von dir nicht alles gefallen lassen."

Ich sage das aus voller Überzeugung: Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ist die größte Gefahr für die gesamte zivilisierte Menschheit in den nächsten Jahrzehnten (vermutlich Jahrhunderten) der Islam.
Wer an einen „interreligiösen Dialog" mit Islamisten glaubt, ist ein naiver und unwissender Dummkopf, der weder etwas vom Inhalt des Koran kennt noch sich in die Denkweise des „Propheten" Mohammed versetzen kann. Islamisten werden die Demokratie nach westlichem Verständnis immer hassen und für falsch halten. Für sie sind und bleiben Politik und Religion eine Einheit. Der Koran ruft in einer Vielzahl von sogenannten Suren zu Schrecklichkeiten auf, die einem billigen Horror-Roman entnommen sein könnten. Haß auf Andersgläubige und deren Vernichtung ziehen sich wie ein roter Faden durch den Koran. Jede Positiv-Aussage im Koran wird durch Negativ-Aussagen sofort wieder aufgehoben. Die Lüge in der Diskussion über Glaubensfragen mit „Ungläubigen" ist nicht nur erlaubt, sondern wird im Koran sogar empfohlen.
Und sofort kommt das Argument: Die Christen waren früher ja nicht besser, haben auch im Namen ihres Gottes schreckliche Kriege geführt und Menschen getötet. Kein vernünftiger und nicht verblendeter Christ wird das bestreiten können. Es war so.
Nur – und dieser Unterschied wird verschwiegen: Christus war gegen Gewalt, Haß und Kriege. Christus ist der einzige Religionsstifter, der sogar die „Feindesliebe" gepredigt hat. Christen, die andere Menschen wegen ihrer „Un-Christlichkeit" verfolgten und umbrachten, konnten sich auch nicht auf Handlungsanweisungen aus der Bibel berufen. Sie maßten sich nur an, im Namen des „richtigen Glauben" zu handeln, waren damit aber zutiefst un-christlich.
Ganz anders beim Islam. Islamistische Terroristen können sich zu 100 Prozent auf den geschriebenen Koran und die

Aussagen ihres „Propheten" Mohammed berufen. Wenn sie mit Flugzeugen in Hochhäuser rasen, wenn sie mit menschlichen Bomben Dutzende von Unschuldigen töten, wenn Islamisten Menschen – wo auch immer – abschlachten, dann machen sie „nur" Dinge, die der Koran ihnen vorschreibt, und folgen den Aufrufen ihres „Propheten".
Im Christentum gab es eine Reformation. Reformation des Islam? Es gibt Islam-Gelehrte, die das wünschen und möchten. Sie wagen sich aber nicht ans Tageslicht, weil sie leben und nicht gesteinigt werden wollen.
Wir dummen Christen erlauben den Bau unzähliger Moscheen in Deutschland – aber ich kenne keinen Politiker, der sich für den Bau von Kirchen oder Religionsfreiheit in islamischen Staaten einsetzt.
In **allen** islamistischen Staaten gibt es Christen-Verfolgungen, auch in der Türkei.
Nach meiner Erinnerung und nach meinen Erfahrungen begann der neue Glaubenskrieg zwischen Mohammedanern und Christen mit Khomeinie. Der Sturz des Schahs und die Machtergreifung des durch und durch fanatischen Islam-Greises Khomeinie veränderten die Welt mehr als Karl Marx mit dem Kommunismus. Ich erinnere mich gern an die unvoreingenommene Gastfreundschaft von Mohammedanern in islamischen Ländern vor Khomeinie. Dort, wo heute Bomben hochgehen, schenkten freundliche Mohammedaner noch Anfang der Siebziger Jahre Tee an „Ungläubige" aus und schlossen Freundschaften, die echt und nicht vorgetäuscht waren.
Im kleinen Kreis, dort wo ich kann, versuche ich diese interreligiösen Freundschaften auf menschlicher Ebene zu erhalten. Ich bin überzeugter Christ, habe auch nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit des christlichen Glaubens – aber ich wehre mich dagegen, daß wir Christen – ähnlich wie die Muslime – nur wahre Freundschaften mit Gleich-Gläubigen halten sollen.
Ganz bewußt habe ich in meinem Bekanntenkreis wertvolle und liebe Freunde aus anderen Religionen. Lassen Sie mich einige Beispiele sagen: Chefredakteur unseres

konservativen DEUTSCHLAND-Magazins ist Ivan Denes. Ivan Denes ist Jude. Es gibt Leute, die behaupten, daß er nur deswegen Chefredakteur geworden ist ..., „weil Siegerist ein Schutzschild braucht". Das ist haarsträubender Unsinn. Ivan Denes ist einer der gebildetsten und besten Menschen, die ich in meinem Leben getroffen habe. Er ist tolerant, kennt keinen Haß, hat für seine politische Überzeugung in kommunistischer Diktatur die Freiheit eingebüßt......und wir stehen uns menschlich sehr, sehr nah. Ivan Denes ist nicht nur ein hervorragender Journalist und Schriftsteller. Er ist auch einer der besten und edelsten Menschen, die ich kenne.
Murat Temeltas kenne ich seit seinem vierzehnten Lebensjahr. Er ist überzeugter Mohammedaner. Murat ist technischer Leiter unseres Hamburger Büros. Er hat sich für unsere Idee von Linken verprügeln lassen, haßt intolerante Islamisten und ist in meinem privaten wie politischen Leben eine der zuverlässigsten Säulen überhaupt. Ich vertraue Murat voll. Seit mehr als zwei Jahrzehnten sind wir gute Freunde.
Snoopy, die richtig Pornthip Chandarathip heißt, war 19, als wir uns in England auf einer Schule kennenlernten. Ich 30. Snoopy, Tochter eines thailändischen Generals, damals Chef der Leibwache des Königs. Thailand. Natürlich ist Snoopy Buddhistin. Der Buddhismus ist nicht so tolerant, wie er von unseren Medien immer dargestellt wird. Ich kenne aus eigener Anschauung die zutiefst negativen Seiten dieser angeblich so „toleranten" Religion. Aber meine Snoopy ist alles andere als intolerant, schimpft auf buddhistische Mönche, die Millionen scheffeln und auf ihr bekannten Konten anhäufen, von Religion sprechen, aber politische Macht meinen.
Es ist nicht lange her, da haben wir uns zu dritt in Thailand getroffen: Snoopy, Murat und ich. Buddhist, Moslem, Christ. Jeder von der Richtigkeit seines Glaubens überzeugt. Aber menschliche Freundschaft ist uns allen drei wichtiger als religiöser Fanatismus, der solche Freundschaften nicht zuläßt.



Snoopy, Murat und ich – im vergangenen Jahr hatten wir in Bangkok eine gemeinsame Arbeit. Wir mußten dem Heim eines christlichen Missionars helfen, in dem moslemische, buddhistische und christliche Kinder aufgenommen werden, die sonst kein Zuhause hätten. Die Kinder, die keiner haben möchte, sind blind, taub und obendrein meist auch gehirngeschädigt. (Siehe die Seiten 166 bis 177 in diesem Buch.) Über die konfessionell nicht festgelegte AKTION REISKORN e.V., die ich als HÖRZU-Chefredakteur 1983 mit dem alten Box-Weltmeister Max Schmeling aus der Taufe heben durfte, konnten wir helfen.
Am Ende des Tages hatten wir eine gute Idee. Gemeinsam besuchten wir in Bangkok eine Moschee, eine Kirche und einen buddhistischen Tempel. Und ganz zum Schluß – da saßen wir dann in meiner geliebten Bamboo-Bar im ORIENTAL-Hotel, tranken einen Singapore-Sling......und ich ärgerte mich über die dort gespielte Jazz-Musik, für die ich leider kein Ohr habe. Ich werde mich nicht mehr ändern.

Ronaldo-Mario pinkelt gegen den Wind

Da soll mir keiner mit dem Vorurteil kommen: Viele Muskeln – aber Stroh im Kopf. Auf Ronaldo-Maria trifft das jedenfalls nicht zu. Ronaldo-Maria aus Buenos Aires, den ich in der argentinischen Hauptstadt in einem Hundepark traf. Hundeparks......das sind Fußballfeld-große Grünflächen, in denen kläffende und schwanz-wedelnde Vierbeiner mehr Rechte haben als Menschen und wo es keine Schilder mit der Aufschrift gibt „Für Hunde verboten".
Ronaldo-Maria hat so viele Muskeln wie Arnold Schwarzenegger in seinen besten Jahren. Und wie der österreichische Ami-Arnold .... Ronaldo-Maria versteht es, aus seinen Muskeln Kapital zu schlagen. Sicherlich – große politische Karriere, wie der Muskel-Arnold in seiner Wahlheimat Kalifornien ..... die kann Ronaldo-Maria nicht machen. Er ist alles andere als ein zweiter argentinischer Peron, auf den die Nation wartet. Doch immerhin: Ronaldo-Maria kann von seinen Muskeln leben. Das allein ist eine Sensation. Denn eigentlich war Ronaldo-Maria bei seiner Geburt am 24. Dezember 1970 nur als eine „Maria" geplant und sollte das 18te von bereits 17 (!) geborenen Mädchen werden. 18 Kinder und nur eine Mama. 17 kerngesunde Mädchen, nicht ein Junge. Dann kam Ronaldo-Maria und vermasselte mit dem kleinen Unterschied alles.
Bei dem Gewimmel konnte ich nicht genau zählen, wie viele es waren. Als ich Ronaldo-Maria im Hundepark entdeckte, hielt er so ungefähr 25 Hunde aller Größen an 25 Leinen und drehte seine Runden. 25 Hunde an der Leine und jeder mit eigenem Kopf. Beobachten Sie in Deutschland Hundebesitzer, die nur einen großen Hund an der Leine führen. Da kommt oft die Frage hoch: „Wer geht eigentlich mit wem spazieren?" Bei Ronaldo-Maria war das schon auf den ersten Blick klar – Chef der 25 Vierbeiner ist der eine Zweibeiner mit den vielen Muskeln. Natürlich sprach ich Ronaldo-Maria an und fragte: „Wie kommen

Sie an 25 Hunde und kaum einer sieht aus wie der andere?"
Der Einstieg zum Stöbern im Buch des Lebens eines argentinischen Hundeführers. Blättern wir es ein ganz klein wenig auf.
Papa Busfahrer, Mama Hausfrau, Reinemachefrau, Aushilfs-Verkäuferin in einem Supermarkt. Eine Zigeunerin hatte es der Mama vorhergesagt: Sie bekommen sehr viele Kinder – ausschließlich Mädchen, keinen einzigen Jungen. Mama Isabell war nicht dagegen. Als einziges Mädchen mit 7 Brüdern aufgewachsen. Sie wollte nicht Fußball spielen, die Brüder waren gegen Puppen. Mama Isabell hatte schon als Kind den Wunsch: Wenn ich selber einmal Kinder habe, dann nur Mädchen.
Nach dem sechsten Mädchen fragte Papa Fernando: „Wäre es nicht gut, wenn zumindest ein Junge käme?" Mama Isabell: „Die Mutter Gottes will, daß ich nur Mädchen bekomme." Und Papa Fernando schwieg. Welcher gut-katholische Busfahrer aus Buenos Aires will sich schon mit der Mutter Gottes anlegen?
7 Mädchen, 8, 9 Mädchen, schließlich das zehnte. Da wagte Papa Fernando es noch einmal mit dem Satz: „Kann ja sein, daß die Mutter Gottes nur Mädchen will, aber ich möchte einen Jungen. Zumindest einen." Von Nummer 11 bis Nummer 17 – es blieb bei Mädchen. Alle mit Doppelnamen. Maria-Isabell, Maria-Therese, Maria-Katharin, Maria-Magdalena, Maria-wer-weiß-was. Immer Marias, nur Marias. Darauf bestand Mama ..... „wegen der Mutter Gottes, die ihre Hand über uns hält".... sagte Mama. Exakt 9 Monate nach der Hochzeit mit 17 – da kam die erste Maria zur Welt. Eine Maria-Isabell. Mamas eigener Vorname, auch Vorname der Großmuter, Urgroßmutter und so weiter. Immer nur Maria-Isabell.
17 Kinder hören sich schlimmer an ...... als es in Wirklichkeit ist. Ich kenne eine Familie auf Madeira. Da gibt es 19 Kinder. Der Haushalt spielte sich ab wie bei Mama Isabell in Buenos Aires. Jedes Kind hat seine Aufgabe. Beim Hausputz, beim Einkaufen, Kochen, der Wäsche,



beim Aufpassen auf die kleineren Geschwister, bei den Schulaufgaben. Glauben Sie: Es geht tatsächlich gut. Das einzige, was die vielen Kinder stört: Sie müssen immer die bereits getragene Kleidung der älteren Geschwister anziehen und meist zu zweit oder zu dritt in einem Bett schlafen. Alles läuft seinen eingespielten Gang.
Bis zum 24. Dezember 1970. Mama brauchte für die Geburt der Nummer 18 kein Krankenhaus. Eine Nachbarin nannte sich Hebamme – war keine, nannte sich aber so und verstand ihr Handwerk. Maria-Eugenia – der bereits festgelegte Name für den neuen Nachwuchs. „Ein Junge", sagte die Hebamme. Papa Fernando strahlte, Mama weinte nicht, war aber kurz davor, dachte wohl im Stillen: „Immer kann ich mich wohl doch nicht auf die Mutter Gottes verlassen – und schon gar nicht auf Zigeunerinnen." Aber so etwas sagt kein gläubiger, argentinischer Katholik aus Buenos Aires, wo sogar die meisten Kommunisten zur Messe gehen und sich beim Essen bekreuzigen.
Mama hatte nur rosafarbene Babywäsche – und ausschließlich den Namen Maria-Eugenia. Papa Fernando bestimmte kurzentschlossen: „Der Junge heißt Ronaldo, so wie mein eigener Papa. Damit es allen gerecht wird, heißt er nicht nur Ronaldo, sondern Ronaldo-Maria." In die Geburtsurkunde kam der Eintrag „Ronaldo-Maria". Der Jungenname zuerst, dann die Maria........ häufig bei katholischen Familien in Südamerika und nicht nur da. Erinnern Sie sich noch an Rainer Barzel? Rainer-Maria Barzel hieß der CDU-Chef, nicht nur einfach „Rainer".
Neuer Name – aber alte Babykleidung. Rosa. Kein Blau. „Muß auch nicht sein"...... da waren sich Papa und Mama einig. Wo – um alles in der Welt – steht schließlich geschrieben, daß kleine Mädchen nur rosa und kleine Jungs ausschließlich blau tragen dürfen? Außerdem: Papa Fernando hatte es als einfacher Busfahrer ohnehin nicht leicht, so viele Mäuler zu stopfen. Dann noch der nicht erforderliche Luxus von blauer Babywäsche?
Nach 14 Monaten konnte der kleine Ronaldo-Maria laufen. In Rosa. Feines Rosa – wie all die anderen Marias vor

ihm. Dem Jungen machte es nichts – und die Nachbarn sagten verständnisvoll: „Erst muß die alte Kinderkleidung aufgetragen werden. Das ist bei uns nicht anders. Egal ob Junge oder Mädchen."
Was Mama Isabell Papa Fernando verschwieg: Für sie war auch Nummer 18, Ronaldo-Maria, eigentlich nur eine Maria geblieben. Denn als Nachbarn dem schon drei Jahre alt gewordenen Ronaldo eine schicke Jungen-Hose und ein Hemd zum Geburtstag schenkten, da sagte Mama „Danke", packte alles in den großen Wäscheschrank und ließ es beim Kleidchen für Ronaldo-**Maria**.
Mit 6 fing Ronaldo-Maria zu rebellieren an. Mama hatte ihm eine Puppe zum Spielen gegeben. Der riß er den Kopf ab – und in sein Kleidchen schnitt er mit einer Schere ein großes Loch. Spielen nur mit Mädchen – dazu hatte Ronaldo-Maria schon lange keine Lust mehr. Mit anderen Jungs von der Straße Fußball bolzen, Höhlen bauen, auf Bäume klettern und mit Steinen auf Fensterscheiben werfen ... das wollte Ronaldo-Maria. Ging aber nicht. Die anderen Jungs lachten ihn nur aus, sagten: „Du bist ein Mädchen – und wir spielen nicht mit Mädchen." „Stimmt gar nicht, stimmt gar nicht", weinte Ronaldo-Maria, hob sein Röckchen hoch – und alle Kinder sagten: „Tatsächlich, Ronaldo-Maria ist eigentlich ein richtiger Ronaldo." Das erfuhr der Ortspfarrer, Pater Emanuel – der außer frommen Sprüchen und Ratschlägen das echte Leben kannte. Er schimpfte mit Mama Isabell und Papa Fernando. Und plötzlich reichte das knappe Haushaltsgeld für anständige Hosen, Hemden, Schuhe und Jacken für **Ronaldo**-Maria.
Endlich war Ronaldo-Maria ein richtiger Junge und holte nach, was er sein bisheriges Leben – mehr Maria als Ronaldo – nicht machen konnte. Ronaldo-Maria schimpfte wie andere Jungs in nicht so feinen Worten, klaute im Supermarkt Kaugummi, schoß mit einem Katapult auf Spatzen und prügelte sich sogar. Einmal erwischte Pater Emanuel Ronaldo-Maria mit fünf anderen Jungs, als sie hinter der Kirchenmauer gegen den Wind pinkelten und dabei versuchten, keine nassen Schuhe und Beine zu bekommen.

Mama Isabell hat der Pater es nicht gesagt. Aber eine Ohrfeige – die bekam jeder. „Gegen den Wind pinkeln könnt ihr, wo ihr wollt" – sagte der Pater – „aber nie an der Kirche." Damit war die Sache erledigt.
Mit 8 kam Ronaldo-Maria in einen Sportklub. Aus dem zarten Jungen in rosa wurde mehr und mehr ein kleiner Kraft-Proppen. Kinder, deren Eltern „grundsätzlich" Süßigkeiten verbieten, haben besondere Lust auf Gummibärchen und Schokolade. Bei Ronaldo-Maria war es ein wenig anders. Er hatte einen Jungen-Nachholbedarf. Alles, was andere Jungs in Maßen machten ...... Ronaldo-Maria brachte es immer auf Spitzenleistung. Beim Schwimmen, beim Turnen, mit 16 schließlich beim Kraftsport „Bodybuilding". Mama war darüber nicht glücklich, Papa Fernando strahlte, erzählte jedem stolz: „Das ist ein richtiger Junge." Nach dem Schulabschluß (so lala) wurde Ronaldo-Maria Rausschmeißer in einem Tango-Club von Buenos Aires. Papa war zufrieden damit: „Das ist was für richtige Kerle." Mama sagte gar nichts. Mit 23 bekam Ronaldo-Maria einen Pokal als „Mister Buenos Aires". Um bei der Wahrheit zu bleiben – er nannte sich nur „Mister Buenos Aires". In Wirklichkeit war es ein Vorstadt-Pokal für den Muskelmann. Aber welcher stolze Argentinier gibt zu, daß es nur zum Vorstadt-Pokal reicht?
Rausschmeißer im Tango-Club, Sicherheits-Mann bei der Bank, bei einer besonderen Einsatztruppe des argentinischen Militärs, Leibwächter bei Millionären und einmal sogar Platzanweiser bei einem Tennis-Turnier mit dem argentinischen Tennis-Star Gabriela Sabatini. Mit seinen Muskeln bringt Ronaldo-Maria es weit – meinte Papa Fernando.
Als Ronaldo 30 war, verliebte sich eine reiche Witwe in ihn. Sechs Monate lebten Ronaldo und die 30 Jahre ältere Witwe zusammen. Mama Isabell schimpfte, der Pater auch, nur Papa Fernando meinte: „Wenn der Junge glücklich ist und es ihm gut geht – warum nicht. Schließlich ist mein Junge jetzt ein Mann."
Dann lernte Ronaldo-Maria im Tango-Club eine 21jährige

Tänzerin kennen. „Calrise“ nannte die sich. Künstlername. In ihrem Paß stand aber – wie bei Ronaldos Mama – ganz einfach „Isabell“. Er zog aus bei der Millionärin, nahm sich mit Calrise-Isabell eine 1-Zimmer-Wohnung. Seit 3 Jahren leben die beiden glücklich zusammen. Kinder haben sie noch keine. Ronaldo-Maria ist da eher skeptisch, meint: „Laß uns noch ein wenig warten. Auf keinen Fall möchte ich nur Mädchen haben.“

Ein verrücktes Leben...... von diesem Ronaldo-Maria.

Was ich dabei fast vergessen hätte: Die Hunde und die Hundeparks. Ronaldo-Maria verdient sich sein Geld jetzt als Hunde-Ausführer. Ein gutbezahlter Job in Buenos Aires. Die Argentinier lieben Hunde, wohnen in Buenos Aires aber meist in Etagen-Wohnungen und sind berufstätig. Tagsüber geben sie dann ihre Hunde an „Dog-Guards“ – also Hundeaufpasser. Ein guter Hundeaufpasser bringt es auf bis zu 30 Hunde pro Tag. Die muß er füttern, pflegen, ausführen und dafür sorgen, daß es keine Beißereien gibt. So ähnlich wie ein Kindergarten für Hunde. Ronaldo-Maria verdient damit umgerechnet fast 1700 Euro im Monat. Das ist für einen Mann wie Ronaldo-Maria verdammt viel in Buenos Aires.

Die Adresse und Telefonnummer von Ronaldo-Maria habe ich mir aufbewahrt. Wenn ich noch einmal nach Argentinien fliegen sollte – ich würde ihn besuchen. Ich will doch wissen, ob er inzwischen Papa geworden ist. Junge oder nur Mädchen? Wer weiß?

Deutsches Arbeitsamt – thailändischer Schuster

In den „Fünfzigern" sagte man zum Schlange-Stehen beim Arbeitsamt noch „Stempeln gehen". Schon als Kind verstand ich: Das ist ein schrecklicher Begriff. Da standen lange Menschenschlangen geduldig in einer Reihe, hatten so etwas ähnliches wie ein Arbeitsbuch – aber keine Arbeit – und dort hinein wurde von einem Schalter-Beamten....peng....ein Stempel gehauen. Mit dem Stempel im Buch gab es Geld. Reichte nicht hinten und nicht vorne. Vor jedem Film im Kino war damals eine Wochenschau, die von den Amis fabriziert wurde. FOX TÖNENDE WOCHENSCHAU. Die schnarrende Stimme des Nachrichtensprechers habe ich noch heute im Ohr. In dieser FOX TÖNENDEN WOCHENSCHAU (Spitzname: FOX STÖHNENDE KNOCHENSCHAU) hatte ich das Schlange-Stehen gesehen. 10 Jahre alt war ich.
In Kiel, wo wir 1957 wohnten, war das Arbeitsamt am alten Exerzierplatz, der seinen Namen aus der Kaiserzeit noch behalten hatte. Was ich in der FOX TÖNENDEN WOCHENSCHAU nur im Film gesehen hatte – das wollte ich im Original erleben und ging als 10jähriger Springins-feld zum Arbeitsamt. Und wirklich: Genau wie ich es im Kino gesehen hatte – da stand eine lange Schlange mit Menschen, die keine fröhlichen Gesichter machten. „Suchst du deinen Papi?..... fragte mich einer aus der Schlange. Es war Herbst – und die Menschen in der Schlange waren dick gekleidet. Modern waren damals Fischgrät-Mäntel. Harter, unbequemer Stoff, meist schwarz-weiß – und riesige Knöpfe. Fischgrät-Gürtel wie ein Strick.
Dieses Schlange-Stehen war mir unheimlich. Schon als Kind spürte ich: „Arbeitsamt – nicht so gut, wenn man dahin muß." Im Laufe der Jahre wurden die Schlangen am Arbeitsamt kürzer und kürzer. Ludwig Erhards „Soziale Marktwirtschaft" brachte Vollbeschäftigung.
Später hatte ich selber mit dem Arbeitsamt zu tun. Das

erste Mal nach Beendigung der Schulzeit. 1962 war das Lehrstellen-Angebot in Deutschland so groß..... fast jeder Jugendliche mit anständigem Schulabschluß konnte sich aussuchen, was er wollte. Der Berufsberater vom Arbeitsamt riet mir: „Werde Schriftsetzer, mein Junge." Ich wurde es. Mit Liebe hing ich nicht an dem Beruf, aber ich stand die Lehrzeit durch, machte einen akzeptablen Abschluß beim Bremer WESER KURIER. 1965 wollte ich „die große, weite Welt" sehen, fühlte mich mit 18 erwachsen und entschied: „Ich geh nach Wiesbaden." Dort hatte ich in den Sommerferien oft die schönsten Wochen des Jahres bei meiner Tante Lina in der Bertramstraße 20 verbracht ... also Wiesbaden.
Keinen Job in der Tasche, keine Bewerbung geschrieben. Aber Wiesbaden. Jung – was soll ich sagen? In Wiesbaden ging ich zum Arbeitsamt. Schlangen gab es da keine. Und die Beamten waren sehr freundlich. Ich stellte mich als frischgebackener Schriftsetzer vor – und die erste Frage: „Was wollen Sie denn verdienen?" Tarif-Stundenlohn für junge Schriftsetzer war damals 3,97 Mark. Unter 8 Angeboten konnte ich auswählen. 5,20 Mark pro Stunde. Für mich damals ein kleines Vermögen. Meine angemietete 2-Zimmer-Wohnung kostete im Monat ja nicht mehr als 120 Mark. Damals waren die Arbeitsämter froh, wenn sie Besuch von Arbeitssuchenden bekamen. Heute?
Jahrzehnte später traf ich auf den Straßen von Bangkok meinen kleinen Straßen-Schuhmacher, der sich seinen Job so ganz ohne Arbeitsamt selber gezimmert hatte. Jeden Tag – auf dem Weg vom Büro ins Restaurant – war ich an ihm vorbeigegangen, hatte ihn freundlich gegrüßt, gute Geschäfte und einen guten Tag gewünscht. Nach vier oder fünf Jahren winkte er mir zu – bat mich: „Bitte, setz dich einen Moment hin. Ich repariere deinen linken Schuh kostenlos." Mir war gar nicht aufgefallen, daß sich an der schwarzen Sandale ein Riemen gelöst hatte.
Und so ganz nebenbei erfuhr ich – auf dem Bordstein sitzend – einiges aus seinem Leben. Flüchtling aus Kambodscha. Im armen Nordosten des Landes untergekom-

men bei Verwandten, ebenfalls Flüchtlinge. Mit 23 Jahren geheiratet, drei Kinder. Im Nordosten Thailands geht es nur wenigen Thais gut, ehemaligen Flüchtlingen fast nie. Eine Familie kostet Geld. Arzt sollte mein Schuhmacher-Freund werden – so, wie der Papa. Den Papa schlugen die kambodschanischen Kommunisten Pol Pots tot, weil er eine Brille trug und sich damit als „Intellektueller und nicht Umerziehbarer" selber verriet – wie die rote Mordbande es nannte.
Sein Sohn, mein Schuhmacher-Freund, jetzt statt Arzt Arbeiter im Reisfeld. Jeden Tag im knietiefen Schlamm, Reispflanzen stecken. Nach wie vor Handarbeit. Wer kann sich im Nordosten Thailands schon Maschinen leisten?
Irgendwann kam ein Brief aus Bangkok, der thailändischen Hauptstadt. Ein kambodschanischer Freund schrieb: „Jetzt geht es mir gut. Ich bin Schuhmacher, verdiene Geld. Komm. Ich kann dir helfen."
Geld für die Fahrkarte geborgt – ab nach Bangkok. Versprechen an die Familie: „Verdiene ich erst Geld, hole ich euch alle nach." Lehre mit Berufsschule? Das gibt es nur in Deutschland. Nach drei Monaten Mitarbeit bei seinem Freund war mein auf der Straße Schuhe klopfender Freund selber Schuhmacher. Umgerechnet 150 Euro pro Jahr muß er der zuständigen Behörde dafür zahlen, daß er seinen kleinen Blechstand (1 ½ mal 1 ½ Meter groß) auf dem Gehweg aufstellen darf. Strahlend verrät er mir: „Ich bin ein richtiger Glückspilz. Die Fußwege sind hier schlecht und die jungen Frauen lieben hohe Hackenschuhe, weil sie größer sein möchten. Aber die Hacken brechen auf dem schlechten Straßenpflaster ab. So viel Arbeit....." Die Lage seiner „Reparatur-Werkstatt" ist ideal – an einem Marktplatz und obendrein dicht an einer belebten Station der Hochbahn. Für Kundschaft ist gesorgt.
Im Monat bringt mein kleiner Schuhmacher es gut auf 1500 Euro. Das verdient in Thailand ein Major der Armee, ein guter Journalist oder höherer Regierungsbeamter. Sein Versprechen hat er wahr gemacht und die Familie nachgeholt. Er selber will so lange als Schuster arbeiten, wie



Hände und Augen es mitmachen ... sagt er. „Aber meine Kinder, die sollen das machen, was ich nicht konnte. Sie sollen studieren und nicht wie ich auf der Straße sitzen." Immer wenn ich meinen kleinen Schuster in Bangkok an seinem Platz auf der Straße sehe, dann möchte ich gern meinen Hut vor ihm ziehen ...... wenn ich einen hätte. Ich wollte ihm klar machen, was das Wort Arbeitsamt in Deutschland bedeutet. Er sah mich nur mit seinen schwarzen Augen an – und dachte vermutlich so ganz im Stillen: „Na ja, dieser Ausländer hält mich für verrückt und ungebildet. Der erzählt mir Märchen. So was kann es doch gar nicht geben."

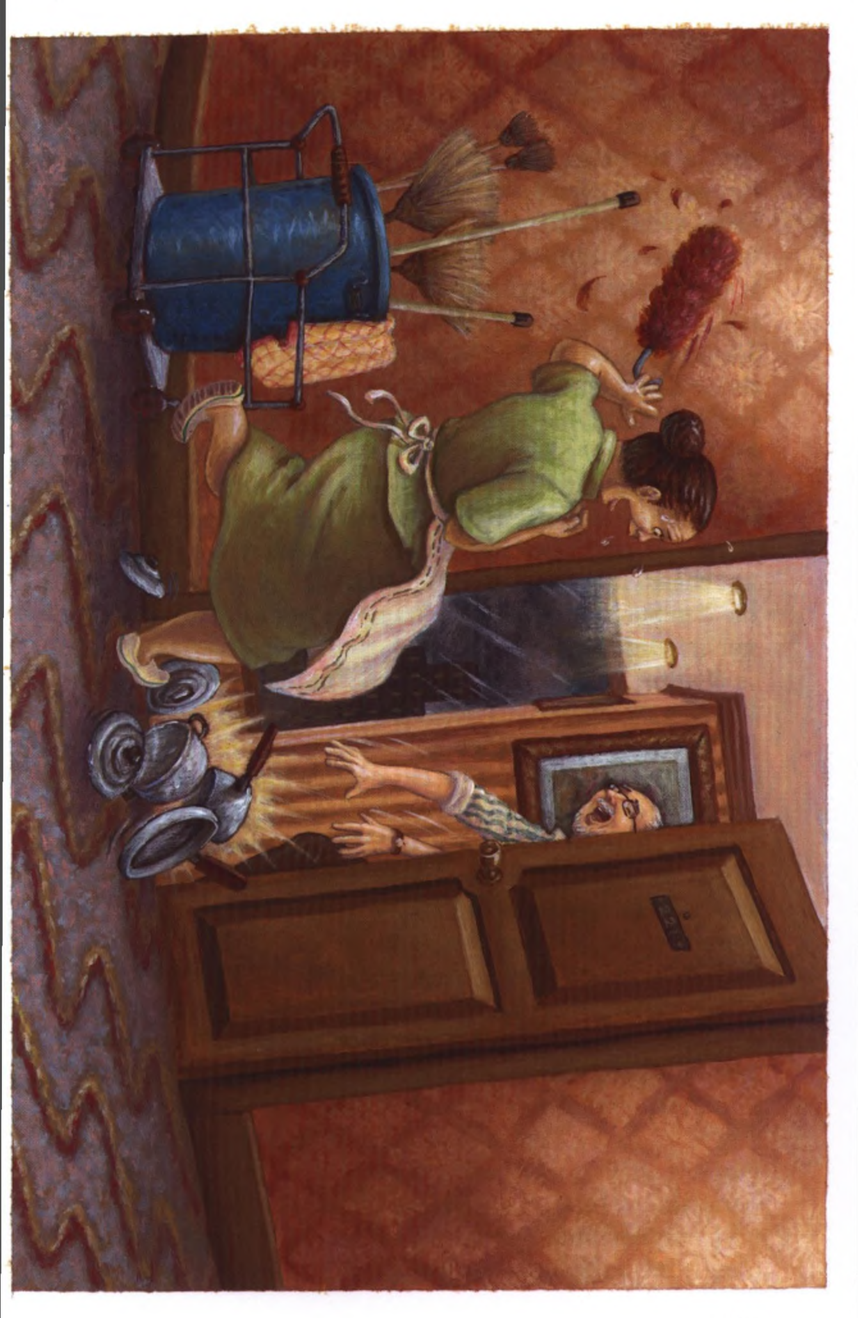
Geister mögen keine Ausländer

Glauben Sie an Geister? Bevor Sie ganz schnell mit „Nein" antworten ...... einen kleinen Moment zuhören und diese Zeilen lesen.
Ich wollte unbedingt dabei sein: Wettkampf der besten Elefanten Thailands in Surin – im Nordosten des asiatischen Königreichs. Reiterkämpfe auf den Rücken der Dickhäuter, Lastentransporte, sogar Elefanten-Fußball. Als Höhepunkt: Auftritt der prächtig geschmückten weißen Elefanten. Weiße Elefanten gelten den thailändischen Buddhisten als heilig und gehören immer dem König. Wer mutig unter ihnen durchkriecht, soll Glück und ein langes Leben bekommen.
Ich bin kein Freund von Tier-Dressuren im Zirkus, finde, daß stumpfsinniges Abrichten den edlen Tieren ihre Würde raubt. Bei den Elefanten-Wettbewerben in Surin ist dieses beklemmende Gefühl nicht zu spüren. Wer Elefanten kennt, der merkt: Sie haben Freude am Wettbewerb im Freien.
Maximal zwei Stunden unter freiem Himmel zuschauen – und dann auch nur mit einem großen Sonnenschirm. Mehr ist für weißhäutige Europäer „nicht drin". Die Nacht wollte ich bei der Familie meines thailändisch-kambodschanischen Freundes Prasert verbringen, der mit Frau und drei Kindern noch in einem der wenigen traditionellen Teakholz-Häuser des Landes in einem Urwald-Dorf wohnt. Diese Häuser haben kein fließendes Wasser, keinen Strom und deswegen auch keine Klima-Anlage. Trotzdem sind sie nicht zu heiß. Leichter Wind streicht durch die Räume mit offenen Fenstern, und die Thais behaupten steif und fest: „10 Zentimeter Teakholz isolieren besser als 1 Meter Beton."
72 Kilometer Fahrt durch den Urwald. In einem alten, aber stabilen Jeep, dessen Diesel-Motor schon mehr als 800 000 Kilometer gesehen hat. Wir sind zu zweit. Prasert am Lenkrad. In einem Dorf unterwegs traditionelles Thai-Boxen. Beim Kämpfen mit strengen Regeln sind sogar die

Füße erlaubt. Kleine, schlanke, aber sehr drahtige und muskulöse Männer. Acht von ihnen haben den gleichen Weg wie wir, bitten darum, auf den Hintersitzen und dem Dach des Jeeps mitgenommen zu werden.
Fahrten durch den Urwald – das hört sich romantisch an. Ist es aber nicht. Extrem feucht-heiß, Dauer-Schwitzen, gräßliche Urwald-Wege. Angst vor Moskitos, die Malaria übertragen, an der nach wie vor jedes Jahr 2 Millionen Menschen sterben, und Tiere größeren Formats, die alles andere als freundlich sein können ..... fühlen sie sich durch Menschen gestört oder bedrängt.
Es wird dunkel. In tropischen Ländern wird es schlagartig dunkel, keine lange Dämmerung. Wie beim Auskippen von Elektrolicht. Sofort düster. So lange es hell war, haben unsere Thai-Boxer-Mitfahrer noch gescherzt und gesungen. Ich wundere mich, daß sie so still geworden sind, frage meinen Freund: „Warum?" Der gibt keine Antwort, fährt, sieht konzentriert auf den schlechten und vom Tropenregen aufgeweichten Urwaldweg. „Zack".... sitzen wir in einem Schlammloch fest. „Sch.....", schimpfe ich. Alle anderen Mitfahrer schweigen. Auch Prasert. Der Motor heult und die Räder drehen durch – bei den vielen Versuchen den Jeep wieder flott zu machen. Keiner steigt aus. Nur Schweigen und ängstliche Gesichter. Ich denke an die Moskitos, Malaria. Hemd und Hose kleben an der Haut wie feuchte Lappen. „Alle müssen aussteigen. Acht kräftige Thai-Boxer – die können das Auto wie eine Feder aus dem Schlammloch heben." So sage ich. Was folgt ist Schweigen.
Es ist nicht gut, in Thailand Ungeduld oder Zorn zu zeigen. „Der verliert sein Gesicht".... sagen die Thais. Nach rund 20 Minuten vergeblichem Motor-Gedudel mit ständig schwächer werdender Batterie und nur noch matten Scheinwerfern pfeife ich auf „Gesichts-Verlust", schimpfe und bestimme klar und deutlich: „Jetzt steigen sofort alle aus und ziehen den Wagen aus dem Schlamm." Ich sehe nur das Weiße in den schwarzen Augen der Thais, die mich verständnislos ansehen und sitzen bleiben.

Wütend baller ich los: „Seid ihr denn alle verrückt geworden? Steigt sofort aus. Ich habe keine Lust, mich von Moskitos zerstechen zu lassen."
„Es gibt Geister hier"..... sagt düster Prasert, der immer noch verzweifelt am Lenkrad sitzt. Prasert ist ein gutmütiger, geduldiger Asiate, den ich noch nie böse, aufgeregt oder unfreundlich erlebt hatte. „Es gibt keine Geister"..... fauche ich ihn an. „Verdammt noch mal. Steigt aus und zieht den Jeep raus. Es gibt keine Geister."
Das erste Mal erlebe ich Prasert so: Aufgebracht und wütend antwortet er mir: „Du wohnst in einer großen Stadt mit viel Licht. Mit Autos, Tausenden von Menschen und festen Straßen. In Deutschland gibt es wahrscheinlich keine Geister. Hier ja. Wir haben Vollmond. Da streichen die Geister der Verstorbenen durch den Urwald. Gute und böse. Ich habe sie selber gesehen." „Wo, hast Du Blödmann diese Geister gesehen?"... bölke ich zurück ..... „zeig mir wo." Und wie auf Kommando deutet Prasert auf einen der vielen Erdhügel, die sich unter Bäumen bilden, deren Laub abfällt, verfault und durch die Faulgase so etwas ähnliches produziert wie Mini-Nordlichter am feuchten Urwald-Boden.
Thailändischer Geisterglaube – westliche Logik. In thailändischen Kasernen ist es an Wochenenden leer. Die Soldaten können zu ihren Familien fahren. Die wenigen, die in der Kaserne bleiben, schieben in den 100-Betten-Zimmern ihre Betten dicht zusammen. So fühlen sie sich sicherer vor Geistern.
Was kann ich noch sagen? Angst vor den Geistern des thailändischen Urwalds habe ich keine, Angst vor den Stichen der Malaria-Mücken schon. Dann mein letzter Versuch, einer ungemütlichen Nacht im Schlammloch des thailändischen Urwalds zu entkommen. Zaghaft kommt es aus mir raus: „Entschuldigung. Vielleicht gibt es ja wirklich Geister, von denen ich nichts weiß. Geister kommen aber nur, wenn es ganz dunkel ist. Die Batterie unseres Jeeps hält keine 10 Minuten mehr. Dann gehen die Scheinwerfer aus und wir sitzen die ganze Nacht in der Dunkelheit.

Nur Mondlicht, das eure Geister lieben. Ich glaube, daß thailändische Geister nur Thais wollen, keine weißen Ausländer. Die wollen euch, nicht mich. Eigentlich gibt es jetzt nur zwei Möglichkeiten: 1. Alle springen ganz schnell raus und heben gemeinsam den Jeep aus dem Schlammloch. Risiko für euch. Vielleicht 30 Sekunden. In der Zeit können die Geister kommen, wenn sie sehr schnell sind. 2. Wir bleiben weiter im Auto sitzen und warten, bis das Licht der Scheinwerfer am Ende ist. Dann haben die Geister volle acht Stunden Zeit euch in der Dunkelheit zu packen. Eigentlich können wir nur wählen zwischen 30 Sekunden oder acht Stunden Risiko. Ihr müßt selber entscheiden. Mir ist es egal."
Prasert übersetzt leise – so, daß die Geister nicht zuhören können. Dann geht es wie im Eilzug-Tempo. Bevor ich selber aussteigen kann, springen Prasert und die acht Thai-Boxer aus dem Jeep und heben ihn wie ein leichtes Blatt aus der Schlamm-Kuhle. Nach 30 Minuten haben wir unser Ziel erreicht. Ich bin von Mückenstichen verschont geblieben, meine thailändischen Mitfahrer von Geistern. „Ghost dont like Falang"..... sagt einer zum Abschied. „Geister lieben keine Ausländer." Ich nicke zustimmend mit dem Kopf, muß mir – befreit von meiner Malaria-Sorge – das Lachen verbeißen.
Tage später bin ich mit Prasert und dessen 9-jähriger Tochter in Bangkok, wo das begabte Mädchen eine höhere Schule besuchen soll. Wir wohnen bei einem guten Bekannten der thailändischen US-Botschaft.
Das Zimmermädchen Deng verwöhnt uns mit feinster Thai-Küche. Was mich an ihr stört: Sie ist arrogant, glaubt, mehr zu sein als andere Thais, weil sie bei einem Amerikaner arbeitet. Um Prasert zu kränken, spricht sie abfällig über die Landbevölkerung Thailands. „Die sind ja dumm".... sagt sie, „können kaum lesen und schreiben, glauben sogar an Geister."
Zwei Tage später erwähne ich so nebenbei: „Hier im Appartementhaus wohnt ein Franzose. Der behauptet fest, daß es in seiner Wohnung spukt. Da gibt es einen Geist,



der die Töpfe aus seinen Schränken wirft und dabei einen Riesen-Spektakel macht. Ich habe die Geräusche auch schon gehört, wußte aber nicht, woher sie kommen. Verrückt – aber ich glaube, hier gibt es tatsächlich einen Geist im Haus. In Deutschland sagen wir dazu Polter-Geist."
Deng kichert nur, macht aber ein nachdenkliches Gesicht, tippt sich dann forsch an die Stirn. Ich spüre aber: Mein Plan verfängt. Deng, selber ein Mädchen vom Land, ist aufgewachsen im Geisterglauben der buddhistischen Thais, will „modern" und „westlich" erscheinen, weil sie das „schick" findet.
Der Augenblick ist schnell abgepaßt. Mit Bratpfanne, Töpfen und Topf-Deckeln verstecke ich mich hinter einer Tür. Deng kommt zum Saubermachen, summt leise einen amerikanischen Schlager vor sich hin. Im Schlepptau Eimer mit Besen und Schrubber, in der Hand einen in Thailand üblichen Staubwedel aus Hühnerfedern. Verrückte Dinge, die den Staub nur aufwirbeln und neu verteilen. Ich reiße vor ihr die Tür auf, brülle auf Thai „Geist, Geist, Geist" und schmeiße die scheppernden Töpfe, Deckel und die Bratpfanne aus Blech auf den Boden.
Deng brüllt wie am Spieß, schreit: „Hilfe, Hilfe, ein Geist. Ein Geist. Ein Geist." Wie ein geölter Blitz saust sie davon. In den Fahrstuhl, Erdgeschoß, auf die Straße. Gesehen hat sie mich nicht. Sie war zu erschrocken. An diesem Tag kommt Deng nicht mehr zur Arbeit bei meinem Ami-Freund. Am nächsten Tag zaghaftes Klopfen an der Wohnungstür. Deng. Ängstlich sieht sie sich in der Wohnung um. „War hier etwas?" fragt sie. „Nein", antworte ich.... „hier war nichts." Seit diesem Tag wirkte Deng ein wenig anders als sonst, ruhiger, weniger amerikanisch – und über „Geister" hat sie nicht noch einmal gelacht.

Computer-Idioten

An der auf Rot geschalteten Verkehrsampel am Hamburger Jungfernstieg steht eine Mama mit ihrem etwa vier Jahre alten Sohn, wartet auf Grün. Der Kleine hat in seinen Händen einen Mini-Computer. Wie gebannt starrt er auf die flimmernden Bilder des winzigen Dings. Seine Händchen flattern über die Tasten. Da drücken, da stoppen, da weitermachen. Das Kind ist schön gekleidet. Weißes Hemdchen, graue Stoffhose und schwarze Schuhe. Ein älterer Herr mit schwanzwedelndem Dackel bleibt neben Mama und Kind stehen. Der Hund schnüffelt freundlich am Hosenbein des Kindes, will in Hundesprache „Hallo" sagen. Aber der Junge sieht nichts. Sieht keinen Dackel, hat Mama vergessen, den vorbeibrausenden Verkehr, die hohe Wasserfontäne in der Mitte der Binnenalster, die vielen weißen Dampfer, die um Brot bettelnden Schwäne. Das Kind spielt Computer.

Neugierig – und so, daß es nicht auffallen soll – peile ich auf den kleinen Bildschirm des Computers. Schnell zu sehen: Da schießen sich irgendwelche maskierten Banditen gegenseitig über den Haufen. Das Kind ist wirklich nicht älter als vier Jahre.

Die Ampel springt für Fußgänger auf Grün um. Mama faßt den Knirps an der Hand, versucht es zumindest. Böse reißt er sich los, bleibt stehen und knurrt vor sich hin: „Ich will Computer spielen." Die Ampel springt wieder um. Rot für Fußgänger. Mama sagt zum Nachwuchs: „Das tut man nicht." Es fällt mir schwer, einen Kommentar zu unterdrücken. Ich spiele den Unbeteiligten, mach so, als würde ich an der Ampel auf jemanden warten, will in Wirklichkeit sehen, wie diese Posse weitergeht. „Peng, peng. Der ist tot".... sagt Filius, strahlt seinen Computer an. Kinderlachen für den Computer.

Als beim dritten Ampel-auf-Grün-springen Filius immer noch nicht vom Computer lassen will, wird Mama energisch, schnappt den sofort zu heulen anfangenden Jungen, nimmt ihn mitsamt Computer auf den Arm, geht

eilig über die Straße. Tränen laufen über das Gesicht des Jungen – aber er drückt schon wieder auf die Tasten seines Spielzeugs. Auf der anderen Straßenseite höre ich wieder „Peng, peng".
Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich auf Madeira. Fast all meine Bücher habe ich dort geschrieben. Kein Telefon, kein Bürobetrieb. Ich kann keine Texte zwischen Tür und Angel formulieren.
Madeira ist die Vollendung landschaftlicher Schönheit im Atlantik. Die Hauptstadt Funchal feiert ihr 500jähriges Jubiläum. Am Abend sitze ich auf der Straße beim Weinfest, bestaune die bunt-gekleideten Folkloregruppen, die singen, tanzen und musizieren. Im Hafen liegt ein großes Marineschiff aus Mexiko. Südamerikanische Gesichter auf den Straßen der Inselhauptstadt, mexikanische Marinesoldaten. Die meisten haben einen Mini-Rucksack auf dem Rücken. Sie setzen sich auf die Stühle der Straßen-Cafés – und ich staune, was sie da aus ihren Rücksäcken holen..... Computer, Laptops, wie es „richtig" heißt. So an die 20 Soldaten und jeder von ihnen mit „Laptop". Einige Knöpfe an den Dingern und sie springen an. Eine Folkloregruppe aus Norwegen zieht vorbei. Herrliche Kostüme, nett anzusehen – die norwegischen Blondschöpfe unter den vielen portugiesischen „Schwarzköpfen". Aber die Mexikaner gaffen wie bekloppt in ihre flimmernden Laptops. Eine Bläsergruppe aus Madeira spielt auf. Einige Mexikaner-Laptop-Verückte stecken sich demonstrativ weiße Hör-Stöpsel in die Ohren. Sie wollen sich die Töne ihres Computers nicht durch lästige 500-Jahr-Feier-Musik des Orchesters stören lassen.
Die nächtlichen Straßen Funchals haben ihr Sonntagskleid angelegt. Lichter in den Bäumen, tanzende Menschen auf den Straßen, schöne Kostüme, Musik, Schauspieler, Clowns, bunte Ballons. Die Mexikaner gaffen in ihre Laptops.
Ich komme mir dabei so „richtig schön altmodisch" vor. Als Kind trafen wir uns nach der Schule auf der Straße. Erster Satz: „Was spielen wir heute?" Fernseher gab es so

gut wie keine. Das Wort „Laptop" war im Duden nicht zu finden. Wir bauten Höhlen in den Trümmerhäusern des II. Weltkrieges, wir kletterten auf die höchsten Bäume, wir klauten Schrott, den wir beim „Plünnhändler" zu Geld machten und machten auch „Peng, peng". Nicht mit dem Computer, sondern bei „Cowboy und Indianer".
Als junger Luftwaffen-Soldat in Lauda bei Tauberbischofsheim sah ich mir mit staunenden Augen Rothenburg ob der Tauber an, Bamberg, Nürnberg, machte Abstecher bis Würzburg und schließlich München.
Heute spielen die Kinder Computer und junge Marinesoldaten aus Mexiko, die mit ihrem Schiff nur einen Tag und eine Nacht in Funchal ankern, einem der schönsten Häfen der Welt ..... die gaffen in ihre „Laptops".
Bin ich mit fast 62 Jahren schon ein vergreister Großvater – oder darf ich es sagen?: „Unsere Kinder- und Jugendzeit war wirklich schöner als die der Computer-Generation."
Bevor ich auf Madeira schlafen geh', sehe ich noch einmal in den prächtigen Sternenhimmel. Die ganze Milchstraße zum Greifen nahe.
Was – um alles in der Welt – macht Computer-Bilder für viele junge Leute so viel schöner?

Der Strand-„General“ und seine weiße Uniform

So einen stolzen General habe ich noch nie gesehen. Ein General in weißer Uniform mit goldenen Knöpfen. Na ja – so ein ganz richtiger General vielleicht nicht. Aber keiner kann es bestreiten...... er sieht so aus.
Setzt er auch noch seine Uniformmütze auf – dann gibt es sowieso keine Diskussion mehr: General ist General. Ob echt oder unecht. Die Uniform ist es, die einen General macht.
Mein „General“ ist Strandwächter am Golf von Siam. Strandwächter im Hotel DUSIT PATTAYA. Dort, wo innerhalb weniger Jahre aus einem kleinen, romantischen Fischerdorf mit 5000 Einwohnern eine thailändische Vergnügungsstadt für Touristen mit sehr „eingegrenzten“ Urlaubsansprüchen entstand. Das DUSIT PATTAYA ist die letzte Insel im Vergnügungsort, die noch an die guten alten Zeiten erinnert. 5000 Einwohner damals – 300 000 Einwohner heute.
Mein „General“ war Reisbauer im Nordosten des Landes – da, wo es den Menschen nicht sehr gut geht. Viele Eltern haben kein Geld für die weiß-blaue Schuluniform ihrer Kinder. Nicht mal für die Bücher. Natürlich – es besteht Schulpflicht in Thailand. Aber Papier ist geduldig – und Gesetze in Thailand ..... die Menschen sehen es großzügig. Mein „General“ aus dem DUSIT PATTAYA hatte für seine drei Kinder auch kein Geld für Schuluniformen. Und schließlich setzte er sich mit geborgtem Geld in einen thailändischen Überlandbus und fuhr nach Pattaya – in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden. Weit von zu Hause entfernt. 800 Kilometer. Arbeiten, Geld verdienen, Geld nach Hause schicken – einmal im Jahr die Familie sehen. Nicht selten im Land, das in Deutschland fast nur als Urlaubsparadies bekannt ist.
Mein General sah nicht aus wie ein General, als er sich im DUSIT als Wachmann für den Strand vorstellte. Drei Tage



hatte er nur am Strand geschlafen, kein Geld für ein Hotel und kaum etwas zum Beißen. Aber er hatte Glück. Als er sich beim mit mir befreundeten Personalchef im DUSIT PATTAYA vorstellte, war ich gerade bei ihm zum Teetrinken. Guter Freund seit 35 Jahren. „Gib dem Mann eine Chance. Anständig gekleidet und ein wenig Tourismustrainiert paßt er ins Hotel."
Ob ich damit Recht hatte – sicher war ich mir selber nicht. Nur: Ich hatte Mitleid mit dem Mann. Mir war klar, was ein „Ja" oder „Nein" für seine Familie bedeutete: Daumen nach unten, Daumen nach oben.
Im Nordosten Thailands sind die Menschen so arm, daß sie oft ihre Kinder an Sklaven-Fabriken verkaufen, in denen sie 15 Stunden und mehr pro Tag schuften müssen, mit 15 oder 16 krank und arbeitsunfähig auf die Straße gesetzt werden.
Zu Recht empört sich die Öffentlichkeit in Deutschland über Sex-Touristen, die in Thailand Kinder mißbrauchen. Was verschwiegen wird: Es sind häufig die eigenen Eltern, die ihre Kinder aus Not oder Geldgier an die „Farangs" (weiße Ausländer) verkaufen. Verschwiegen, weil es nicht ins Konzept der Nachricht paßt.
Ich hatte meinen General schon vergessen, als ich zwei Jahre später wieder im DUSIT PATTAYA abstieg. Meine Liege am Strand unter einem schattigen Baum. Ich eingedöst. Ein Kitzeln an meinen Fußsohlen machte mich wach. General in seiner ganzen Pracht. Einen grauen Lappen in der Hand. Damit wischte er mir an den Fußsohlen klebenden Sand ab und strahlte dabei über's ganze Gesicht. Kein Wort Deutsch, kein Wort Englisch. Ich verstand ihn trotzdem. „Du bist es, dem ich diesen Job zu verdanken habe".... signalisierte er mir mit Händen und Füßen. Wie eine eitle Diva drehte er sich im Sand vor meiner Liege. Von allen Seiten sollte ich ihn in seiner weiß-blauen Uniformpracht betrachten. Beim Drehen polierte er mit dem Sand-Wischlappen noch ein wenig die goldenen Knöpfe nach.
Und wer wollte es bestreiten.....? Mein General sah wirk-

lich prächtig aus in seiner weiß-blauen Uniform. Eigentlich wollte ich zwei Tage im DUSIT PATTAYA nur in Ruhe abtauchen, mich ein wenig erholen. Ich hatte aber die Rechnung ohne General gemacht, den ich laut und deutlich – daß es alle hören mußten – bewußt betont so englisch wie nur möglich mit „Tschänerrrrell" ansprach. Tschänerrrrell wußte, daß er mir den Job zu verdanken hatte und wollte gutmachen. Ging ich ins Wasser ..... Tschänerrrrell saß neben meinen „Bade-Klamotten" – als gelte es die englischen Kronjuwelen zu bewachen. Keine Schwimmbewegung im Wasser ohne die streng-beobachtenden Augen meines ungewollten Leib-Gardisten. Kam ich aus den Fluten, stand an meiner Liege eine geöffnete und gekühlte Kokusnuß, die Tschänerrrrell über sein Funksprech-Gerät geordert hatte.
Hätte ich nicht protestiert – Tschänerrrrell wäre auch noch mit mir als Türwache zum Lokus marschiert.
„Du bist mein Talisman"....... signalisierte er mir, „was wäre meine Familie ohne dich?" Das war ein wenig zu dick, wurde mir peinlich. Aber in Thailand gehen die Uhren anders. Das verriet mir kurz vor meiner Abreise Tschänerrrrells Frau. Die war nämlich nach dreimonatiger Probezeit ihres Mannes aus dem armen Nordosten Thailands mit den drei Kindern nach Pattaya umgezogen, hatte einen Hotel-Job als Zimmermädchen bekommen und die Kinder – mit bezahlter Schuluniform und neuen Schulbüchern – in einer guten Schule unterbringen können.
„Ich bin so stolz auf meinen Mann", verriet sie mir und zeigte auf seine Uniform mit goldenen Knöpfen. Das mit der weißen Uniform hätte ich eigentlich schneller verstehen müssen. Selbst als ehemaliger Bundeswehrsoldat war und bin ich kein Uniform-Fan. Jeder ist da eben anders. Ich erinnere mich noch daran, wie stolz sogar Postboten und Eisenbahner mit ihren Uniformen in der Nachkriegszeit durch deutsche Straßen stolzierten. Ganz sicher bin ich mir nicht, was damit signalisiert werden sollte. Vermutlich: „Ich bin Teil des Staates. Die Uniform gibt mir Sicherheit, signalisiert Einkommen und macht mich schick."

So ganz kann ich mich nicht in diese Welt versetzen. Aber Tschänerrrrells Frau klärte mich auf. „Mein Mann hatte als Reisbauer nur eine Hose und ein Hemd. Geflickt beides. Wir haben gehungert, unsere Kinder gingen nur manchmal in die Schule."
Nun hat Tschänerrrrell eine weiße Uniform mit Knöpfen – und wirklich: Die Uniform veränderte das Leben seiner Familie. Ob Tschänerrrrell wohl den Film mit Heinz Rühmann verstehen würde? Der Hauptmann von Köpenick.
Als Tschänerrrrell erfuhr, daß ich abreisen mußte, stand plötzlich seine Frau vor mir am Schwimmbecken. In der Hand einen aus solider Schafswolle gestrickten Schal – blau-weiß. 36 Grad in der Sonne. Aber die kleine Thailänderin konnte den Gedanken nicht ertragen: „Der Wohltäter meiner Familie muß im arktischen Deutschland frieren."
Nein – „zur Probe umbinden" wollte ich den Schal wirklich nicht. Mir lief ohnehin das Wasser übers Gesicht. Aber Tschänerrrrells Frau habe ich es hoch und heilig versprochen: „In Deutschland, da werde ich den Schal im Winter tragen und an deine Familie denken." Was eine Uniform so alles bewegt......



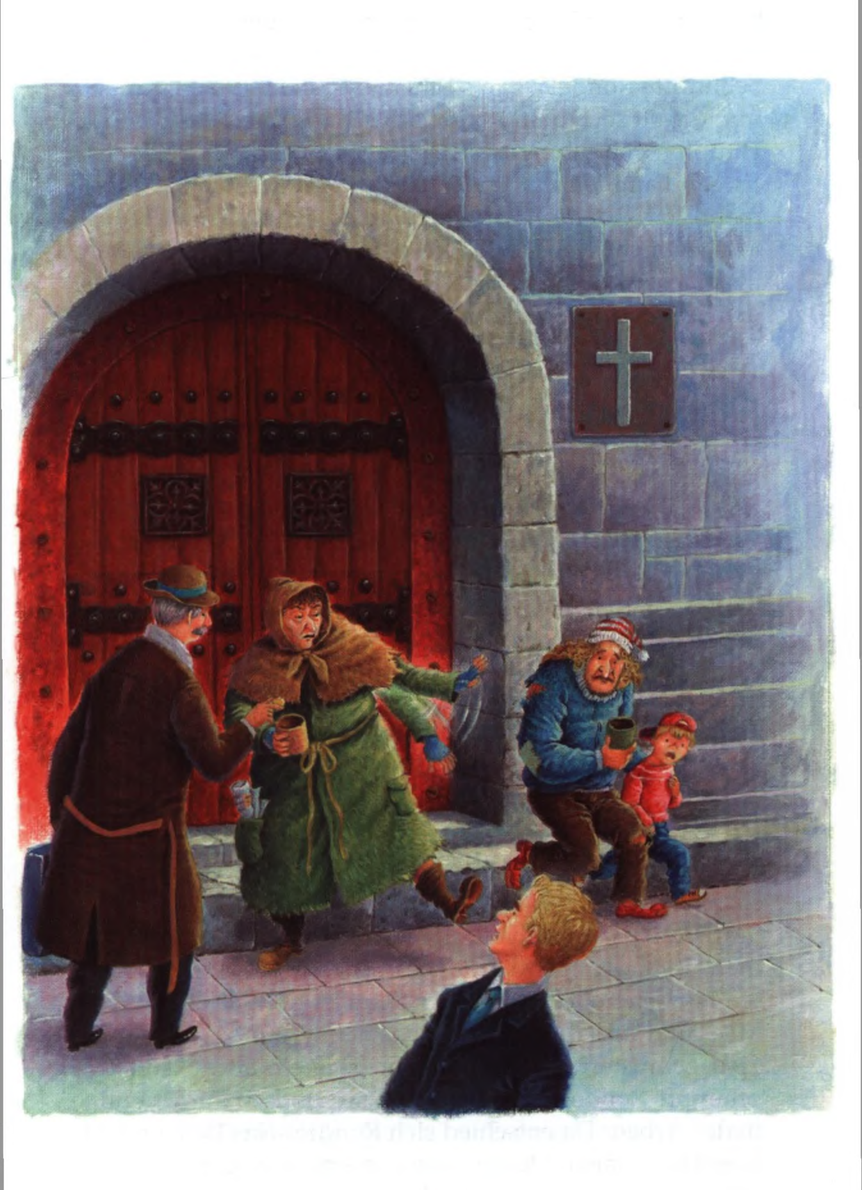


Rondela – die böse Königin der Bettler

Rondela ist ein böses Weib. Rondela prügelt sich, flucht, schimpft und beleidigt in den schlimmsten Worten jeden, der nicht so will wie sie. Rondela ist der Schrecken des Marktes. Wer Rondela kennt, der macht einen Bogen um sie. Dabei ist Rondela schon volle 74 Jahre und nicht größer als 1,50 Meter. Aber Rondela ist durch die harte Schule des Lebens gegangen. Bei den Fischern in Winston Churchills einstigem Lieblingsort: Camara de Lobos. Ein (zugegeben) idyllisches und schönes Säufer-Nest auf der portugiesischen Blumen-Insel Madeira……tief unten im Atlantik.

Vor allem: Rondela ist die allseits akzeptierte Königin aller Bettlerinnen, Bettler und Bettelkinder dieses von der Natur verwöhnten Eilands. In ihrem kleinen Herrschaftsbereich regiert sie all ihre Zunftgenossen mit eiserner Hand. 1983 im Mai – da begegnete ich der kleinen Teufelin das erste Mal. Mein erster Besuch auf einer Insel, in die ich bis heute verliebt bin. Als 15-jähriger Junge hatte ich 1961 den Film „Windjammer" gesehen. Mit der ganzen Schulklasse. Die „Windjammer" machte Station auf Madeira. Am meisten vom ganzen Film imponierte mir die sausende Fahrt in einem Korbschlitten vom 500 Meter hoch gelegenen Inselort „Monte" ins Tal zur Hauptstadt Funchal. Natürlich erfüllte ich mir den Kindertraum mit der Korbschlitten-Fahrt. Aber ich war nicht mehr 15, sondern 36…… und viel interessanter als die Korbschlitten fand ich Rondela. Direkt vor der Kathedrale saß sie. Funchal – Zentrum. In Lumpen gehüllt. Die linke Hand geöffnet und weit von sich gestreckt. Vierkantiger „Baller-Kopp" und zerzauste, fettige Haare. Die Haarfarbe erinnert an das Fell einer Hyäne. Hand ausgestreckt – aber trotzdem Bettelschale vor den Füßen. Ein vergammelter, silberfarbener Aluminium-Aschenbecher, die auf den Tresen der Fischer-Kneipen-Sauf-Löcher von Camara de Lobos stehen, so um die 12 Kilometer von Funchal entfernt.

Insulaner oder Tourist – die Kathedrale von Funchal besucht jeder. Beten, Fotografieren, Beichten – oder ganz einfach nur Ausruhen im prächtigen Kirchenschiff aus dem 15. Jahrhundert – keiner kommt ungesehen an Rondela vorbei. Nicht beim Reingehen, nicht beim Rausgehen. Sie sitzt da fest wie eine in Stein gemeißelte Heilige. Ausgerechnet Rondela – und heilig. Ihre Hände sind mehr beschäftigt als die eines Dirigenten. Immer in Bewegung. Linke Hand kreist ständig mit der Bettelschale. „Bewegung beim Betteln fällt mehr auf" – verriet sie mir später. Grandios die rechte Hand. Bei Touristen das Kreuzeszeichen. Nicht eins oder drei – nein ständig. Kreuzeszeichen am Fließband. Kreuzeszeichen – Stinkefinger. Das wechselt sich schnell ab bei Rondela. Wer ohne Obolus an ihr vorbeigeht, hört ein böses Zischen. Dreht er sich um, sieht er Rondelas erhobenen Zeigefinger – Stinkefinger. Rondela achtet auf die Kleidung ihrer Kunden. Am meisten verspricht sie sich von älteren Frauen und Männern in feinem Dress.
Wer reich ist und nichts gibt – der bekommt einen Rotzer. Vor oder hinter die Füße. Elegant durch die Zähne gespuckt. „Platsch" auf dem schwarzen Stein vor der katholischen Kathedrale am Markt von Funchal. Verzieht Rondela ihr Gesicht vor Touristen auf „leidende, alte Frau", wird jede Top-Schauspielerin blaß vor Neid. Mitleid, Armut, Hunger, Wut, Verachtung – in Bruchteilen von Sekunden wechselt Rondelas Mienenspiel.
Wut zeigt es bei Konkurrenz. Ich hab es selber gesehen. Wehe, ein anderer Bettler wagt sich in ihr Gebiet am Kirchenvorplatz. Aus der in Stein gemeißelten Kirchenfigur wird ein wirbelnder Derwisch in Zwergengestalt. Faustschläge, Fußtritte, Schimpfkanonaden der übelsten Sorte und Spucken wie ein Lama in den peruanischen Anden...... Rondela ist von niemandem zu bremsen.
Wie soll ich es sagen? Ich bin nun einmal neugierig. Von Berufs wegen. Journalist. Ich gab Rondela 30 Mark. 30 Deutsche Mark. 1983 war das noch eine ganze Menge Geld. Als Gegenleistung mußte sie sich zwei Stunden von mir aushorchen lassen. Ihr Leben erzählen.



Rondela war 15, als sie heiratete. Der Mann 17. Fischer. Fischer von Camara de Lobos. Mit 19 fing er an zu saufen. Schimpfte Rondela, gab's Schläge. Saufen, fischen, Kinder in die Welt setzen. In Rondelas Jugend waren das die drei Hauptbeschäftigungen der Fischer von Camara de Lobos. Es gab Familien mit bis zu 20 Kindern. Manchmal sogar mehr. 20 Kinder – eine Mama! Rondela hatte beim Kinderkriegen nicht viel Glück. Drei Fehlgeburten, ein Kind kam „verrückt" zur Welt. Gezeugt im Suff. Vielleicht meinte der liebe Gott es gut, daß er das Kleine schon nach zwei Jahren zu sich nahm.
Mit 22 Jahren wurde Rondela Witwe. Ihr Mann war beim Fischen betrunken über Bord gegangen. „Abgesoffen wie ein Kätzchen", sagt Rondela..... „und keiner konnte ihm helfen, weil die übrige Besatzung auch besoffen war."
In Camara de Lobos gab es zu Rondelas Jugendzeit nur zwei Möglichkeiten zu überleben: Bananen-Plantage oder Fischen. Keine typische Frauenarbeit. „In die Bananen" wollte Rondela nicht ..... wie sie sagt. Sie wurde in einer rauen Männergesellschaft die einzige Frau als Fischerin. Kraft dafür hatte die Natur ihr gegeben. Arme wie ein Kerl. Sie zog sich Fischerhosen an – und saufen wie ein Kerl .... das hatte sie ja von ihrem Mann gelernt, bevor er im Atlantik versank. Da waren alle Voraussetzungen gegeben: Saufen, fluchen, stark zum Arbeiten ..... und Rauchen. Nur beim „Über-die-Planken-Pinkeln"..... da war es mit Rondela ein wenig anders. Aber das genierte sie nicht.
Suff, Alter, Gesundheit – drei Dinge, die zusammenkamen. Irgendwann war Rondela 60. Auch die gutwilligsten Fischer-Kollegen fanden: „Nun ist Rondela zu alt fürs Meer und für ein schwankendes Fischerboot."
„Ausgemustert haben sie mich – wie ein altes Schiff".... schimpft Rondela. Knapp bei Kasse und zu alt für „normale" Arbeit. Da entschied sich Rondela fürs Betteln. Erst schickte sie kleine Jungs von Camara de Lobos zum Betteln auf die Straße. Die staffierte sie aus mit Blechdosen, die wie verschlossene Sammelbüchsen vom Roten Kreuz

aussahen. Aufschrift „Ich habe Hunger". Die passenden Handbewegungen trainierte Rondela mit ihren kleinen Mitarbeitern. Leere Hand zum Mund und Luft kauen. Heißt: „Hab Hunger, brauch was zum Essen." 80 Prozent von den Einnahmen für Rondela, 20 fürs Personal. Rondela hielt das für „gerecht", der Nachwuchs nicht.
Irgendwann bettelten die auf eigene Faust, machten sich selbständig. Es gibt immer noch genügend Touristen, die bettelnden Kindern Geld geben, ohne darüber nachzudenken, daß sie damit nichts Gutes tun. Bringen bettelnde Kinder Geld, werden sie von den Familien mit Sicherheit nicht mehr zur Schule geschickt, sind ab sofort nur noch Ernährer der Familie.
„Die Welt ist schlecht"...... sagt Rondela...., „die haben mir nicht gedankt, daß ich sie unterrichtete."
Rondela war 65 – da arbeitete sie nur noch für sich. Bettlerin am Portal der Kathedrale von Funchal. An guten Tagen machte Rondela noch vor drei Jahren „gut 50 Euro". Damit läßt sich leben auf Madeira. Rondela brachte es bis zu einer kleinen Eigentumswohnung in Camara de Lobos. Mehr Loch als Wohnung. Aber immerhin Eigentum. Im September 2008 sah ich sie nicht mehr vor der Kathedrale sitzen. Rondela war verschwunden. In der Nähe von Rondelas Stammplatz vor dem Portal der Kathedrale stand jetzt eine große Bronze des polnischen Papstes, der Madeira Jahre vor seinem Tod besucht hatte, um dem letzten, dort begrabenen Habsburg-Kaiser seine Ehre zu erweisen.
Nur Rondela – die war weg. Ein Kirchendiener verriet mir: „Rondela ist nicht mehr. Die Alte hat sich totgesoffen."
Rondela war wirklich kein Engel in ihrem Leben – trotzdem: Ein ganz klein wenig Mitleid hatte ich doch mit ihr.



Vier Mini-Geschichten

1. Lapaloma im Knast?

Große Geschichten – nein, das sind es eigentlich nicht. Trotzdem: Sie bleiben ein Leben lang im Kopf und landen nicht in der Schublade „Vergessen". Manchmal erzähle ich sie gern, weil sie zeigen, wie bunt und verrückt das Leben ist. Spontan fallen mir da diese Erlebnisse ein:
Ich nannte sie die „lettischen Beatles". Zwei Brüder um die 40. Überlange Nasen in zerknautschten Gesichtern, die ein wenig an chinesische Hunde erinnern, die so viele Falten im Gesicht haben, daß die Augen kaum zu sehen sind. Jeder mit Schifferklavier im Arm. Gammelige Klamotten und eine Schuhgröße, die um die 48 liegen muß. Sie musizierten im Zentrum Rigas – ziemlich dicht an der Freiheitsstatue. Auch wenn ich meine „lettischen Beatles" ein wenig spöttisch beschreibe – sie taten mir leid. Ich hätte ein schlechtes Gewissen gehabt, an ihnen vorbeizugehen, ohne etwas in den hölzernen Zigarrenkasten zu werfen, der vor ihnen auf dem Straßenpflaster stand. Außerdem dachte ich mir: Musizieren ist besser als betteln. Schließlich bringen sie mit ihren alten HOHNER-Quetschen, die schon bessere Zeiten gesehen hatten, ja auch ein wenig Freude und Fröhlichkeit in das etwas graue Leben einer ehemaligen Ostblock-Stadt, mit der mich so viel verbindet, weil mein Vater Lette war und ich nach der Wende als einziger Deutscher ins lettische Parlament gewählt worden war.
Mit meiner Großzügigkeit und Freundlichkeit hätte ich zurückhaltender sein sollen. Meine Musikanten-Freunde klebten mir nämlich aus Dankbarkeit wie ein Kaugummi an den Fußsohlen. Sobald sie mich sichteten, stoppten sie das grad gespielte Lied und ab ging es mit „Lapaloma". Lapaloma war für die zwei der Inbegriff deutscher Musik. Lapaloma an der Freiheitsstatue, Lapaloma vor meiner Haustür in der Nähe – und obendrein Lapaloma vor Be-

ginn der Parlamentssitzungen. Sie hatten sich einen Plan besorgt, in dem der Beginn der Parlaments- und Fraktions-Sitzungen verzeichnet war. Sobald ich auftauchte: HOHNER-Quetschen umgeschnallt – Lapaloma ohe.
Irgendwann bekamen die lettischen Beatles auch raus, daß das zentral gelegene „Jever" in der Nähe der „Kleinen Gilde" meine Stammkneipe war. Rein ließ der Wirt sie nicht. Das hielt meine Freunde aber nicht von „Lapaloma ohe" ab. Im Sommer wie im kalten lettischen Winter. „Lapaloma ohe" zu jeder Jahreszeit. Irgendwann hatte ich die Schnauze von meinen hartnäckigen Fans, die natürlich immer auf eine „Spende" hofften, gestrichen voll. Ich war es ohnehin mehr als leid, von jedem als „der deutsche Paradiesvogel" angegafft zu werden. Andere lettische Politiker machten Handstände, um bekannt zu werden. Mir hing die – Gott sei Dank – vorübergehende „Prominenz" wie ein Mühlstein um den Hals. Welche Krawatte hat Siegerist im Parlament getragen? Wie viele Biere hat er im Jever getrunken? Mit wem hat er die Biere getrunken? Hat sein deutscher Akzent in der lettischen Sprache abgenommen? Ist er wirklich ein guter Kerl – oder tut er nur so als ob, weil er um Wählerstimmen buhlt? Alles in der Zeitung und im lettischen Fernsehen.
Obendrein meine mich ununterbrochen verfolgenden lettischen Beatles. Ich blieb zwar freundlich zu ihnen, wünschte sie mir aber sehnlichst vom Hals. Und dann standen sie plötzlich ganz groß in der Zeitung. Mit Foto und mit ihren beiden HOHNER-Quetschen. Meine zwei Musikanten waren als Kinderschänder überführt und angeklagt worden. Sie hatten sich nachweislich an mehreren kleinen Mädchen vergangen. Am nächsten Tag ein weiterer Artikel in den lettischen Blättern. Eine bildschöne 18-Jährige gab sich als die rechtmäßige Ehefrau des einen meiner zwei „Beatles" zu erkennen und sagte im Interview: „Was immer mein Mann getan haben mag – ich stehe zu ihm, warte, bis er aus dem Gefängnis entlassen wird."
Ich war baff und sprachlos. Ganz im Stillen dachte ich mir: „Nein – ganz so groß können deine Menschenkenntnisse


SENATOR

nicht sein. Wer hätte das gedacht – meine zwei lettischen Beatles." Ob sie im Knast „Lapaloma" spielen dürfen?

2. Die Oma am „Bankomaten"

Oder diese Geschichte – aus einer ganz, ganz anderen „Schublade". Niemals habe ich verhehlt, daß ich ein „altmodischer" Mensch bin. Ich hasse das „Zappen" auf Dutzenden von Fernsehkanälen, verstehe kaum etwas vom Internet und war von meinen Mitarbeitern nur mit viel Mühe zu gewinnen, mir ein sogenanntes „Handy" zu beschaffen, das für mich immer noch „Mobil-Telefon" heißt. Technisch bin ich eine Niete.
Es war für mich ein Riesen-Schritt, irgendwann die erste Kreditkarte zu akzeptieren, weil sie auf den vielen beruflichen Reisen sicherer ist als Bargeld. Gedanklich hänge ich noch heute an den alten Euroschecks, mit denen man zum Bankschalter im Ausland gehen konnte, um maximal 300 D-Mark vom Konto abzuheben. Name, Adresse und Paßnummer auf die Rückseite des Schecks schreiben.
Eines Tages begegnete mir diese alte Oma am „Bankomaten" der DEUTSCHEN BANK im Hamburger Hofweg. Ein lieb aussehendes altes Mütterchen – so um die 90, eher mehr. Es war so gegen 18 Uhr. Der Bankschalter hatte schon geschlossen, aber Oma brauchte Geld. Da stand sie nun mit ihrer Kontokarte vor dem Bankomaten der Deutschen Bank. Das sind diese grauen Ungetüme mit Bildschirm. Bankkarte in einen Schlitz stecken, vierstellige Geheimnummer eintippen, gewünschte Summe eingeben und dann auf „Auszahlung" drücken.
Die gute Oma stand staunend und mit ängstlichem Gesicht vor diesem geldspuckenden Monster. Ich tat so, als wäre ich anderweitig beschäftigt, behielt sie aber mit einem Auge im Visier. Natürlich kam sie – die erwartete Frage: „Junger Mann, können Sie mir helfen?" „Junger Mann."

Ich bin fast 62. Dieser Satz erinnert mich an meinen lieben, guten Prinz Wittgenstein. Er ist 92 – und schütte ich manchmal mein Herz bei ihm aus.... dann kommt prompt dieser Satz: „62 Jahre? Ein Kind sind Sie. Ein Kind." Womit er wohl meint: „Sie sind ja noch viel zu jung, müssen noch viel lernen." Vermutlich werde ich mit 92 ähnlich zu Menschen sprechen, die in meinem heutigen Alter sind.
Doch da stand sie nun – die gute, alte Oma. Bankkarte in der einen Hand. In der anderen einen weißen Zettel. Darauf die vierstellige Geheimzahl. „Ich brauche dringend 100 Euro. Ich habe das Geld meinem Enkel versprochen und wollte es ihm heute geben. Aber die Technik. Ich kann das doch nicht."
„Liebe Frau"..... sagte ich....., „gern helfe ich. Aber eigentlich dürfen Sie niemals Ihre Bankkarte an fremde Menschen geben und schon gar nicht die Geheimnummer. Sonst kann jeder Ihr Konto plündern." Ihre alles entwaffnende Antwort: „Aber Sie sehen doch so freundlich aus. Das traue ich Ihnen nicht zu." Was soll ich da noch sagen?
Zum Glück hatte ich einen guten Einfall. „Wir trainieren das jetzt zusammen"... schlug ich vor. „Gemeinsam versuchen wir es genau zehnmal. Dann können Sie es künftig ganz allein, müssen nie wieder jemanden fragen." Und es ging los: Oma sah zu, wie ich ihre Karte in den Schlitz steckte, ihre vierstellige Geheimnummer eintippte, die Summe „10 Euro" – und die Taste „Auszahlung". Karte kommt raus – und aus einem anderen Schlitz die gewünschten 10 Euro. Fünfmal wiederholte ich diesen Vorgang. Immer 10 Euro. Mehr nicht. Dann sagte ich der Oma: „So, jetzt versuchen Sie es einmal allein." Und tatsächlich: Oma war clever. Gleich beim ersten Versuch klappte es mit weiteren 10 Euro. 60 Euro hatten wir nun schon gemeinsam aus dem Bankomaten „rausgekitzelt". Ein Glück, daß in der Zeit kein anderer Kunde kam. Wahrscheinlich hätte der geglaubt, daß ich das Konto der alten Frau plündern will. Noch viermal gab die Oma ihre Geheimzahl ein – und machte alles perfekt. Schließlich hatte sie ihre 100 Euro

beisammen. Sie strahlte mich an, sagte: „Danke, daß Sie mir geholfen haben. Nun muß ich nie wieder jemanden um Hilfe beim Bankomaten bitten." Ich strahlte doppelt. Einmal, weil ich der lieben Frau helfen konnte – zum anderen aber: Ich glaube, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem Menschen in „technischen Fragen" Hilfestellung geben konnte. Denn eigentlich kann ich mit meinen Händen nur eines: Schreiben.
Alter muß nicht immer eine Last sein.

3. Die „Tanzmaus" und der Sportwagen

Alter muß nicht immer eine Last sein. In Japan gibt es inzwischen mehr als 36 000 Menschen, die deutlich älter sind als 100 Jahre – und trotzdem gesund. Angeblich liegt es am leichten japanischen Essen. Aber ich kenne auch Deutsche mit deutscher Kost, deren Alter keine Last ist. Lassen Sie mich anfangen mit der guten Luise Hoffmann, Förderin der Deutschen Konservativen. Sie ist genau 101 Jahre alt. „Tanzmaus" nenne ich sie. Sie ist so klein und so lebendig wie eine tanzende Maus. Deswegen „Tanzmaus"...... und es gefällt ihr.
Luise Hoffmann, die ihr ganzes Leben als Krankengymnastin schwer gearbeitet hat, erfüllte sich mit 88 Jahren einen Wunsch. Einmal noch in ihrem Leben wollte sie einen Sportwagen fahren. Einen knallroten, schnellen Sportwagen. Gespart hatte sie genug. Also kaufte sie sich einen roten Sportwagen. Einen FIAT, knallrot. Sechs Monate – dann war es ihr genug. Nicht, weil sie mit der schnellen Kiste Probleme gehabt hätte – das stimmt nicht. Fahren konnte sie wie eine professionelle Rennfahrerin am Nürburgring. Aber trotzdem. „Jetzt reicht es", sagte sie ganz einfach...., „nun habe ich das Auto gefahren. Mehr muß nicht sein"..... und ihr knallroter FIAT ging an einen 25-jährigen Elektriker. Der freute sich über das gut erhaltene Auto aus „erster Hand".

Tanzmaus Luise Hoffmann ist Theater-Liebhaberin. Aber die Vorstellungen sind spät. Zwischen Theater und Altenwohnheim liegt ein dunkler Park. „Da müssen wir was machen", beschloß Tanzmaus und kaufte sich ein Mobil-Telefon, also „Handy". Im dunklen Park hält sie das „Handy" ans rechte Ohr, und dann spricht sie drauflos. So, als wenn jemand zuhören würde. Aber da hört keiner zu. Denn Tanzmaus weiß überhaupt nicht, wie sie jemanden anwählen muß. Trotzdem spricht sie munter drauflos. Mit lauter Stimme, deutlich, kräftig, beantwortet Fragen, die keiner gestellt hat, weil sie nur ganz allein mit sich spricht. „Dann denken andere, ich bin nicht allein im dunklen Park"..... sagt sie.
Zu ihrem 100. Geburtstag besuchte ich die „Tanzmaus" mit meiner langjährigen Mitarbeiterin, Elfi Damian, auch schon 85 und noch ziemlich „gut drauf". Da überraschte uns Luise Hoffmann mit dem Satz: „Ich habe mich bei der Volkshochschule zu einem Handy-Kurs angemeldet." Eine Woche „Handy-Kurs"... und die kleine Tanzmaus dirigierte perfekt ihr Mobil-Telefon. Geht sie nach dem Theater durch den Stadtpark – glauben Sie mir: Am „Ende der Leitung" hört wirklich jemand zu, wenn sie spricht.
Vor fünf Jahren hat mir die Tanzmaus eine notariell beglaubigte Abschrift ihres Testaments zugeschickt. Sie hat keine Verwandten, möchte nicht, daß Papa Staat ihr Geld schluckt. Deswegen will sie alles den Deutschen Konservativen vermachen. Lachend hat sie mir bei ihrem 101. Geburtstag lauthals vor rund 70 Gästen verkündet: „Das eine müssen Sie aber wissen: Ich mache das nur, weil Papa Staat sich ärgern soll und außerdem – Sie müssen noch mindestens 10 Jahre warten. Ich werde 111 Jahre alt ..... oder älter." Ich wünsche es meiner kleinen Tanzmaus von ganzem Herzen.

4. Ein Zahnarzt und ein Prinz

Als er 100 wurde – da beschloß Dr. Horst Müller aus München: „Jetzt werde ich Mitglied bei den Deutschen Konservativen." Der pensionierte Zahnarzt: „Ich will damit signalisieren, daß auch 100-Jährige noch etwas bewegen können." Wie Recht er hatte – der alte Herr. Es dauerte nur sechs Monate und der rüstige Hunderter hatte in München einen sich regelmäßig treffenden Stammtisch aus der Taufe gehoben, bei dem über Gott und die Welt – aber meist über Deutschland – gesprochen wurde. Die Teilnehmer: ehemalige Strauß-Anhänger.
Der alte Zahnarzt war der Wortführer der „Truppe", kam Woche für Woche mit neuen Ideen, gab mir kluge politische Ratschläge, denen die Weisheit eines langen Lebens anzumerken war – und er verschaffte sich sogar Zugang zum damaligen CSU-Chef und bayerischen Ministerpräsidenten, Edmund Stoiber. Bitter beklagte er sich bei ihm über das „Vergessen des Konservativen in der CDU".
Seine Briefe schrieb mir Dr. Müller immer per Hand. „Wozu eine Schreibmaschine? Ich hab doch zwei gesunde Hände"..... sagte er lachend, wenn wir uns in einer Münchner Bierkneipe am Viktualienmarkt trafen.
Einmal pro Woche bekam ich einen Brief von Dr. Müller aus München. Immer in schöner, alter Sütterlin-Schrift. Gestochen scharf. Über die Präzision seiner Sätze und die Schönheit der Schrift konnte ich nur staunen.
Eines Tages kam ein Brief mit schwarzem Trauerrand aus München. Von seinem Sohn. Dr. Horst Müller war zwei Tage nach seinem 106. Geburtstag am Schreibtisch für immer eingeschlafen.
Ein Phänomen ist Casimir Prinz Wittgenstein, stellvertretender Ehrenpräsident der Deutschen Konservativen und einer der liebsten und angenehmsten älteren Menschen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. 92 Jahre alt – aber noch mindestens 11 Jahre vor sich. Im afrikanischen Busch hat ihm eine schwarze „Hellseherin" vorhergesagt: „Sie werden mindestens 103 Jahre alt". Für ihn bin ich

mit fast 62 Jahren noch „ein Kind"..... wir er mir häufig lachend sagt. Über den längst verstorbenen hessischen CDU-Chef Alfred Dregger und den Getränkefabrikanten Ludwig Eckes aus Nieder-Olm hatten wir uns 1974 in Wiesbaden kennengelernt, gemeinsam mit Gerhard Löwenthal, dem ebenfalls schon lange verstorbenen konservativen „Schlachtroß" des ZDF.
Der liebe Gott muß es gut meinen mit dem alten Prinzen. Anders kann ich mir nicht erklären, daß er mich an Termine erinnert, Formulierungen korrigiert und entschärft, Ausarbeitungen macht, ständig mit neuen und brauchbaren Vorschlägen kommt und mich manchmal auch ein wenig beschämt, wenn ich so ganz, ganz heimlich in schweren Stunden dem Gedanken nachhänge „Warum darf ich eigentlich mit bald 65 Jahren nicht auch einmal daran denken, mich zur Ruhe zu setzen?" Prinz Wittgenstein diktiert Briefe, fährt einwandfrei und sicher Auto, hat das Gehirn und den Lebensmut eines jungen Mannes. Wir sehen uns häufig, aber nur selten rufe ich bei Prinz Wittgenstein an. Einmal, um nicht aufdringlich zu wirken, und zum anderen: Leute mit großem Namen haben immer den Gedanken „Vielleicht braucht er nur meinen Namen"....., was nicht stimmt. Seinen Rat brauche ich, seine Lebenserfahrung – und außerdem: Ich mag ihn ganz einfach. Wenn ich einige Tage nicht seine Stimme am Telefon gehört habe..... dann schicke ich einfach – unter welchem Vorwand auch immer – ein Fax und bin glücklich, wenig später seine Stimme am Telefon zu hören. Ich hoffe, daß die afrikanische Hellseherin Unrecht behält. Prinz Wittgenstein soll nicht 103 Jahre alt werden, sondern mindestens 110. Ich käme mir ohne den alten Herrn politisch ziemlich allein vor. Es gibt nicht mehr so viele Konservative, die sich mutig und offen zu ihren Ideen bekennen.



Kinder in Bordellen und die AKTION REISKORN

Also soviel vorab: Engel sind sie keine, die kleinen, weiblichen, männlichen und halb-männlich-halb-weiblichen „Strich-Mäuse“ von den sündigen Meilen in Bangkok. Aber auch das sage ich nach 25 Jahren „Berufserfahrung“ mit ihnen. Unter den Prostituierten Bangkoks habe ich nicht mehr und nicht weniger schlechte Menschen getroffen wie in allen anderen Bevölkerungsschichten auch. Im Wohlstand und ohne Not lebende Menschen können schnell über „Moral“ sprechen. Wer aber nichts, rein gar nichts hat..... außer einem schönen Gesicht und einem schönen Körper..... für den hört sich das Wort „Moral“ ein wenig anders an. Da heißt es oft nur noch „überleben oder krepieren“.

Die Geschichte mit den thailändischen Prostituierten begann für mich so: In einem Bergdorf bei Chiang Mai, im Norden Thailands, entdeckte ich ein verschüchtertes, vielleicht 9-jähriges Mädchen. Ärmlich gekleidet, trauriges Gesicht – aber eine Schönheit von Kind. Mit der rechten Hand zog sie ihr zerlöchertes Kleidchen bis auf den Boden. Aber immer nur auf der rechten Seite. Die kleine Madam trug grüne Plastiklatschen an den Füßen. Mit dem nach unten gezogenen Kleidchen wollte sie ihren rechten Fuß verdecken. Ängstlich sah sie mich an. Viele thailändische Dorfbewohner hatten damals – wir schrieben das Jahr 1974 – noch keinen einzigen Ausländer gesehen. Weiße Hautfarbe, Bart, Langnase, Fremder...... die Kinder auf den Dörfern hatten Angst vor Farangs (Ausländern).

Ihre ständigen Versuche, den rechten Fuß zu verdecken, hatten mich neugierig gemacht. „Was hat das Kind mit dem Fuß?“... fragte ich. Das Kind begann zu weinen, lief davon. Als ihr Kleidchen beim Laufen hochwehte, sah ich es: Ein schreckliches Geschwür auf dem rechten Fuß.

„Sofort Krankenhaus“, schlug ich vor...., „gern übernehme ich die Kosten privat.“ Ein klares „Nein“ der El-

tern, einfache Bergbauern, noch ein wenig im Mittelalter verhaftet. Kein Vertrauen in moderne Ärzte der Stadt. Eine zauberkundige Tante würde die böse Stelle am Fuß wegbeten. Als ich merkte, daß gute Worte allein chancenlos blieben, schaltete ich um, drohte mit der Gesundheitspolizei, die das Kind abholen würde ..... gab den Eltern aber als „Schmieröl" noch einige Dollarscheine in die Hand. Dollars oder Angst vor der Gesundheitspolizei ..... was immer es auch gewesen sein mag ..... ich konnte die Kleine ins städtische Krankenhaus bringen. Eine rechtzeitige Operation verhinderte die Amputation des Fußes.
Als ich das Mädchen Tage nach der Operation im Krankenhaus besuchte, strahlte sie mich an – und sagte mir einen Satz, der Teile meines Lebens veränderte: „Und ich dachte, daß du mich nach Bangkok nehmen und dort verkaufen willst." Erst 9 Jahre alt – aber das kleine Thai-Mädchen hatte schon gehört, daß Kinder aus den armen Provinzen des Landes in mehr oder weniger versteckten Kinder-Bordellen stundenweise an Ausländer und Thai-Männer verkauft werden. Neun Jahre – und Angst in ein Bordell gesteckt zu werden!
Jahre später bekam ich engen Kontakt zum thailändischen Königshaus, besonders zu Prinzessin Sirinthorn, dem Lieblingskind des Königs, die vom Volk fast so verehrt wird wie der Vater. Die Hofschranzen waren geschockt, als ich bei einer mehrtägigen Reise durch den Urwald das Thema Kinderprostitution bei der Prinzessin ansprach und ganz offen fragte: „Was kann man dagegen machen?" Die Prinzessin sah mich nur an und sagte: „Ich kenne das Problem sehr, sehr gut. Wenn Sie mir dabei helfen könnten ..... ich wäre dankbar." 1983 gründete ich als Chefreporter der HÖRZU mit meinem alten Freund Max Schmeling, dem einstigen Box-Weltmeister, die AKTION REISKORN e.V. REISKORN – weil die Thais Reis essen und ich den Gedanken im Kopf hatte: Hilfe für Kinder, die in Thailand aus Armut oder Geldgier – oft auch der eigenen Eltern – zur Prostitution gezwungen werden.
Ich kann und möchte hier nicht alle Einzelheiten aufzählen

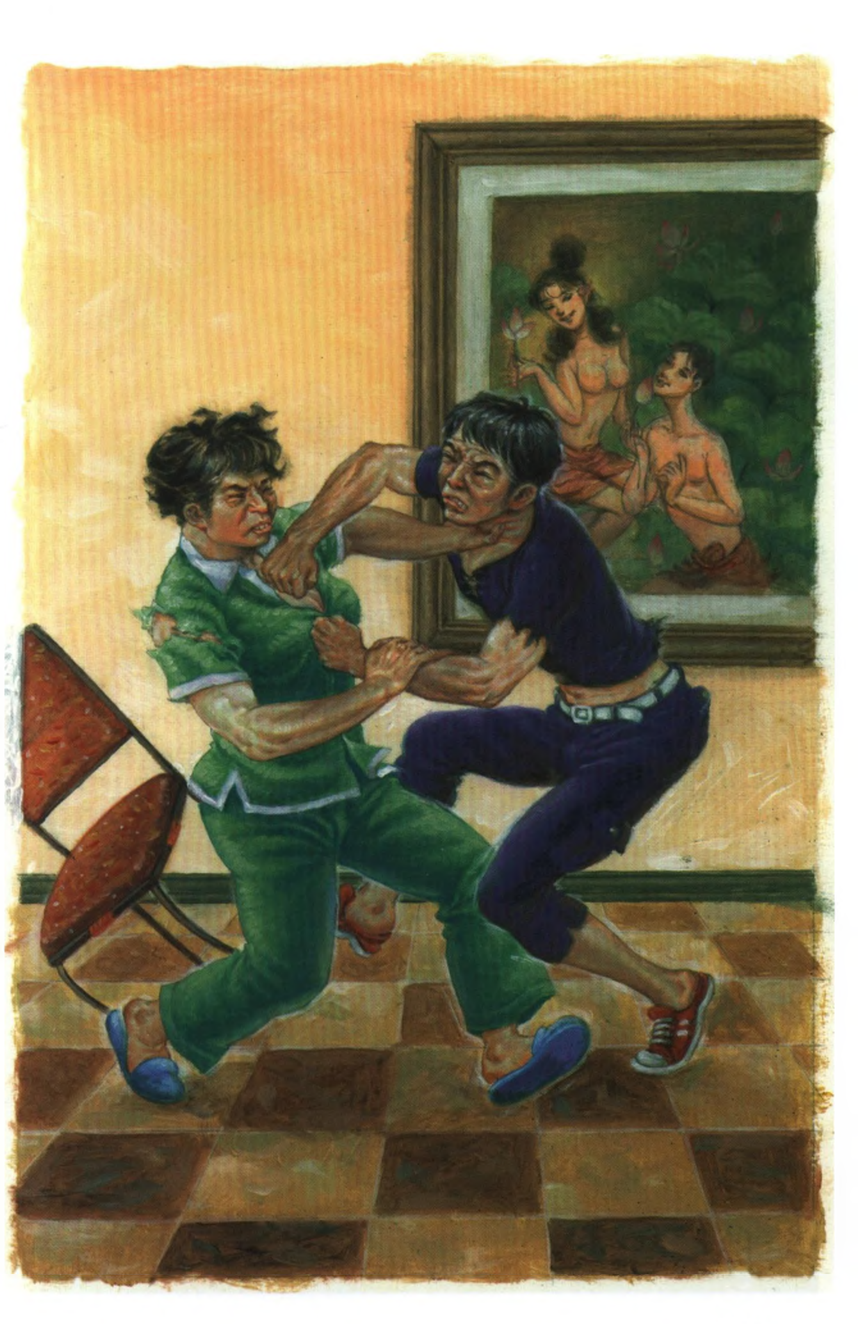
– nur soviel zur Kinderprostitution: Die AKTION REISKORN e.V. hat seit 1983 ungefähr 150 thailändische Mädchen und Jungs aus Kinder-Bordellen befreien können. In den meisten Fällen war wirkungsvolle Hilfe nur möglich, wenn wir den sehr, sehr armen Eltern eine anständige Existenz schaffen konnten. In vielen Berufen. Landwirt, Schuhmacher, Zimmermädchen im Hotel, Lkw-Fahrer und, und, und. Ohne Hilfe des Königshauses hätte ich gegen Windmühlenflügel gekämpft. Was wir voll auf unsere Fahnen schreiben dürfen: Alle befreiten Kinder bekamen durch die AKTION REISKORN e. V. eine Schulausbildung vermittelt, die in den meisten Fällen auch erfolgreich war. Sehr viel schwieriger ist Hilfe für weibliche wie männliche Prostituierte im Alter ab 18 Jahren. Das schnelle und bequeme Geld ist für Mädchen wie Jungs in Thailand oft sehr viel attraktiver als das Erlernen eines Berufs. Trotzdem versuchen wir es auch hier immer wieder. Ich bin kein Kind von Traurigkeit und habe nie verhehlt, daß ich das Leben in all seinen Facetten liebe. Ich war aber geschockt und angewidert, als ich sah, wie junge Menschen in Bangkok in Glaskästen sitzen – mit Nummernschild vor sich. Da kommen Touristen aus aller Welt – aber auch viele Thais – zeigen auf Nummer 47, Nummer 15 oder Nummer 65, nicken kurz mit dem Kopf, sagen zur „Puff-Mama" „die" oder „den" und verschwinden mit der angegebenen Nummer für eine Zeit in einem abgedunkelten Zimmerchen.

Menschen wie Frischfleisch im Regal. Ich weiß kaum, wie die Würde eines Menschen tiefer verletzt werden kann. Kein Geld, aber schön – deswegen mußt du mit jedem noch so miesen Kerl ins Bett gehen.

Ich kann mich nicht mehr genau auf die Zahl festlegen – es mögen 60 oder knapp 70 weibliche wie männliche Prostituierte gewesen sein, die AKTION REISKORN e.V. seit 1983 aus thailändischen Bordellen geholt hat. Alle haben durch die Hilfe des Vereins eine Berufsausbildung bekommen. Etwa die Hälfte unserer Schützlinge hat später geheiratet und konnte ein normal-bürgerliches Leben füh-

ren. Die andere Hälfte ist zurückgegangen in die Bordelle. Einige sind längst tot, an AIDS gestorben – oder sind bei der Betäubung des „berufsbedingten" Ekels rauschgiftsüchtig geworden. Hilfe nicht mehr möglich.
Ein besonderes Thema sind thailändische Kathoi-Prostituierte. Meist bildschöne Transvestiten, die oft nicht einmal an der Stimme von einer echten Frau zu unterscheiden sind. Ich glaube, daß ich genügend Thailand-Erfahrung habe, um das sagen zu können. Diese Kathois sind keine „unmoralischen" Menschen, sondern arme Wesen, die in einem falschen Körper geboren worden sind. Sie kommen als Männer zur Welt, wünschen sich aber nichts mehr als Frau zu sein und „normal" einen Mann zu heiraten. Ein „frommer" Wunsch, der natürlich nie in Erfüllung geht und sehr, sehr oft mit Selbstmord endet. Jung und schön – dann sind Kathois gefragt. Im Alter? Spott, Verachtung, Ausgrenzung.
Ein Kathoi, an den ich mich erinnere, war Kosai. Figur wie Silvester Stallone, aber Seele eines Mädchens. Ging Kosai am Strand spazieren, blickten sich Frauen und Männer nach ihm um. Michelangelo hätte seinen Marmor-David nicht besser formen können. Aber Kosai haßte seinen männlichen Körper aus ganzer Seele, hatte nur den einen Wunsch: Frau sein. Jahre später lernte ich durch Zufall die Bürochefin eines großen deutschen Reisebüros in Bangkok kennen. Irgendwie kam sie mir bekannt vor und ich fragte: „Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?" Die Antwort: „Aber Joachim. Ich bin doch Kosai." Zwischen den beiden Begegnungen lagen mehr als 20 Jahre.
Natürlich kam es dutzendfach vor, daß meine Bordell-Schützlinge sicher waren: Der hilft uns, weil er mit uns schlafen will. Thailand. Wohl jeder vom horizontalen Gewerbe dort denkt so. Ablehnung endet dann oft in Weinkrämpfen oder Fragen – wie: „Bin ich denn nicht schön genug?"
Einfach ist er nicht – dieser „Job". Einige meiner Bordell-Schützlinge fanden eine gute, bürgerliche Existenz nach gründlicher Massage-Ausbildung im buddhistischen Wat-

Po-Tempel von Bangkok, der wohl besten Massageschule der Welt.
Zwei von ihnen (eine Frau, ein Mann) arbeiten in der Nähe des 5-Sterne-Hotels DUSIT THANI im SAWADI-Salon, einem feinen Nicht-Bordell-Massage-Salon der Stadt. Beide inzwischen – für thailändische Verhältnisse – älteren Semesters, so um die 45. Nach wie vor fest davon überzeugt, daß ich ihnen nur geholfen habe, weil ich in beide verliebt bin, sie eines Tages heiraten und nach Deutschland holen werde.
Von der SAWADI-Chefin erfahre ich dann hin und wieder die Einzelheiten eines eigenartigen Konkurrenzkampfes. Beide behaupten gegenseitig von mir glühende Liebesbriefe und hohe monatliche Geldsummen zu bekommen. Zwar alles bunte Phantasie. Aber sie haben es schon so oft gegenseitig behauptet, daß sie inzwischen selber ein wenig daran glauben.
Tauche ich alle paar Jahre einmal im SAWADI auf, sind sie lammfromm. Bin ich wieder in Deutschland, kommt es häufig vor, daß die beiden „Schönheiten" sich auf die Köpfe schlagen – und sich anbrüllen: „Aber mich liebt er mehr."
In der ersten Zeit habe ich über diese Geschichten einfach nur gelacht. Beim tieferen Nachdenken wurde mir aber klar: Hinter den Rivalitäten zweier ehemaliger Strichmädchen steckt nichts anderes als der Wunsch nach einem normalen bürgerlichen Leben in einer Welt, in der sie als Frauen anerkannt sein möchten und nicht als ehemalige „Bordstein-Schwalben" angesehen werden wollen.
Glauben Sei mir: In diesen Fragen sollte keiner von uns zu schnell den Stab brechen. Für manche Menschen ist die Welt komplizierter als für uns in Deutschland.



Sehen Sie sich diese Kinder an – wie konnte ich die allein lassen?

„Nur" blind – das allein ist ein schweres Schicksal. Blind und gehörlos. Ein Albtraum. Steigerung: Blind, gehörlos und obendrein geistig behindert. Stellen Sie sich vor, solch ein Kind zu haben.
Ich kenne solche Kinder: Blind, gehörlos und geistig behindert. Einmal im Jahr besuche ich sie in einem christlichen Kinderheim in Bangkok, gegründet von einem deutschen Missionar.
Ich möchte Ihnen das Leben von einigen dieser Kinder schildern. Vergessen wir dabei die komplizierten thailändischen Namen. Die Fotos und die Schicksale sollen im Mittelpunkt stehen.

Das blinde Lauf-Mädchen

Ein kleines Mädchen am blauen Laufgitter. 7 Jahre alt. Sie sehen es hier auf der rechten Seite. Das Kind läuft und läuft, ist kaum zu stoppen. Mehr als acht Stunden am Tag tastet sich die kleine Madam mit der Hand am 60 Meter langen Laufgitter des Blindenheims entlang. Eine regelrechte „Lauf-Sucht". Grund: Das Mädchen war nach der Geburt von den Eltern aus Scham in einem kleinen Zimmer des Hauses auf dem Land versteckt worden, konnte in seinem Verließ immer nur wenige Schritte laufen. Keiner sollte das Mädchen sehen. Kein Einzelfall in Thailand. Fast alle Kinder aus dem Kinder-Blindenheim haben ein ähnliches Schicksal. Buddhisten glauben daran, daß sie durch behindert geborene Kinder bestraft werden, weil sie in einem früheren Leben keine guten Menschen waren.
In der westlichen Welt gilt Buddhismus als „tolerant" und sehr „menschlich". Ich sehe seit 25 Jahren in meiner sozialen Arbeit nur das Gegenteil.
Mit 6 Jahren kam die kleine Madam in das Kinder-Blin-



denheim. Nicht mehr versteckt, nicht mehr eingeengt. Sie hat einen Lauf-Nachholbedarf. Deswegen dreht sie ihre fast unendlichen Runden. Nur zu den Essens- und Schlafenszeiten wird sie gestoppt.

Aus Protest gegen das Essen – Faustschläge ins eigene Gesicht

Eine Schale Reis mit Hühnerfleisch auf dem Tisch. Widerwillig stopft sich der siebenjährige Junge einige Löffel in den Mund. Dann protestiert er, schlägt sich mit der kleinen Faust immer wieder selber ins Gesicht. Auch er blind, gehörlos, geistig behindert – da möchte er zumindest, daß die Geschmacksnerven ein wenig „vom Leben" spüren. Überscharfes Essen, nicht gut für seinen kleinen Magen, liebt er über alles. Und die Faustschläge ins Gesicht sind sein einziges Mittel um zu zeigen „Ich habe einen Willen".
Auf diese Weise protestiert er dagegen, daß ihm das Hühnerfleisch nicht scharf genug ist. Er möchte gern Schweinefleisch. Das ist schärfer gewürzt. Aber das Kind ist Moslem. Die Eltern, die sich sonst nicht um den Jungen kümmern, haben Schweinefleisch für den Sohn verboten. Buddhistische und christliche Kinder im Heim dürfen das stärker gewürzte Schweinefleisch essen. Manchmal tastet sich der Kleine zu denen vor, fingert sich einige Bissen aus deren Essensschalen heraus.
Um den Jungen vor sich selber zu schützen, wird ihm häufig ein gepolsterter Helm aufgesetzt. Seine Faustschläge sind so hart, daß die Haut im Gesicht manchmal aufplatzt und er blutet. Inzwischen wird speziell – nur für dieses Kind – Hühner- und Rindfleisch extra gekocht.....und ein wenig schärfer.

Geld haben die Eltern reichlich – aber keine Liebe für den Sohn

14 Jahre ist der kleine Kerl, den Sie rechts auf dem Foto in meinen Armen sehen. Ein typisches „Klammer-Kind" aus dem Kinder-Blindenheim. Er sieht aus wie ein völlig „normaler" Junge. Doch auch er ist blind, taub und mit Gehirnschäden geboren.
Der Junge hat wohlhabende Eltern. Fehlt ihnen die Kraft oder das Herz? Ich weiß es nicht. Jedenfalls geben sie den Jungen immer sechs Tage im Blinden-Kinderheim ab. Nur einen Tag in der Woche darf er zu den Eltern kommen, die noch vier gesunde Kinder haben.
Ich hatte es in Waisenhäusern schon oft erlebt: Kinder ohne Liebe klammern sich an Besucher, wollen nicht mehr loslassen. Sichtbares Zeichen: Diese Kinder sehnen sich nach Streicheleinheiten, Liebe, Zärtlichkeit. „Klammer-Kinder" sind für mich das größte Problem bei meinen Besuchen im Heim geblieben. Möchte man sich nach einigen Minuten aus der Umklammerung lösen, weinen die nach Geborgenheit bettelnden Kinder oft herzzerreißend. Bittere Momente meiner Arbeit.



Der Kleine trauert um seine Großeltern

Schlimmer hätte das Schicksal es mit diesem Kind eigentlich kaum noch meinen können. Blind, taub, gehirngeschädigt und verkümmerte Beinchen, mit denen er nicht laufen kann. Die Eltern wollten von dem Jungen nichts wissen. Seine Großeltern nahmen ihn auf. Selbst bettelarm, gaben sie dem Jungen, was sie konnten – vor allem Liebe und Geborgenheit. Innerhalb von sechs Monaten starben Großmutter und Großvater. Die Eltern schoben ihr eigenes Kind sofort ins Kinder-Blindenheim ab.
Tagelang weinte der kleine Kerl, verweigerte Essen und Trinken. Eine besonders liebe und einfühlsame Kinderschwester gab ihm durch ihre Nähe ein ganz klein wenig Lebensmut zurück. Er ißt und trinkt wieder. Doch gelächelt hat der Junge noch nie.
Er sitzt nur im Rollstuhl, blickt mit seinen blinden Augen traurig ins Leere.



Das kleine Mädchen aus der Mülltonne

Ungefähr vier Jahre ist sie alt. Straßenarbeiter fanden das kleine Mädchen in einem Strohkorb, der auf einer geschlossenen Mülltonne stand. „Prinzeßchen" wird sie im Kinder-Blindenheim genannt. Die kleine Maus ist zwar auch blind und taub, aber nicht gehirngeschädigt. Sie ist intelligent, kann mit ihren Händchen flechten und Perlen auf Schnüren aneinanderreihen.
Woher sie kommt – das weiß keiner. Ihre Eltern haben sie „entsorgt". Abgestellt auf einer Mülltonne...



Die kleine Dirigentin ist verliebt in Murat

14 Jahre ist das Mädchen. Ich konnte erst nicht verstehen, warum sie ununterbrochen mit den Armen in der Luft herumwirbelte. Es sah aus, als würde sie ein nicht vorhandenes Orchester dirigieren.
„Sie kann nichts sehen, nichts hören, sucht Ausgleich in Bewegung"... klärten mich die thailändischen Pflegerinnen auf.
Murat Temeltas, unser Büroleiter, schenkte dem Mädchen ein winziges Fläschchen Parfüm. Die Schwestern: „Das ist herrlich für so ein Kind, wenn so die funktionierenden Geruchsnerven angesprochen werden.
Das Mädchen war so glücklich über das Parfüm, daß sie Murat nicht mehr loslassen wollte.



Der „Jackpot", die Politik und Hilfe für Menschen in Not

Manchmal wünsche ich mir, daß ich im Lotto den „Jackpot" knacke. So um die 40 Millionen Euro steuerfrei. Mich würde soviel Geld nicht unglücklich machen. Im Gegenteil. Ich muß auch nicht lange bei der Frage nachdenken: Was machst Du mit soviel Geld?
Die Antwort habe ich parat: Einen Teil bekämen die Deutschen Konservativen e.V., den anderen die AKTIOIN REISKORN e.V. Ich würde aber Bedingungen stellen. Bei den Konservativen wäre das die Bedingung: Das Geld muß in den Aufbau einer konservativen Partei in Deutschland gesteckt werden. Ich habe Angst, daß Deutschland immer mehr nach links steuert und wir irgendwann wieder eine „DDR"-Leichtausgabe bekommen. Der CDU unter Angela Merkel traue ich schon lange nicht mehr zu, daß sie diesen Trend stoppen kann. Bei der SPD bin ich sicher: Die Mehrheit dieser Partei träumt vom Zusammengehen mit den gräßlichen Leuten von ganz links. Links ist für mich Unfreiheit, Bevormundung, Zensur. Im Vorstadium sind wir längst angekommen.
CDU oder SPD, egal – ob in Afrika, China, Rußland oder wer weiß wo: Überall mahnen sie Freiheit und Demokratie an. Aber in Deutschland sind diese Grundrechte bereits eingeschränkt. Im Mai 2007 spielten wir David gegen Goliath. Bürgerschaftswahl in Bremen. Die Deutschen Konservativen wagten den Kampf.
Mit Methoden eines diktatorischen Staates wurden wir bekämpft. Die Versammlungsfreiheit für uns wurde eingeschränkt. Meinungsfreiheit existierte auf dem Papier. Was nutzt sie aber, wenn die Verbreitung dieser Meinung durch die linken Medien unterdrückt wird? Einschüchterung und Bedrohung von Kandidaten, Anwendung von Gewalt, hemmungslose Verleumdung, die dem „Dritten Reich" oder der „DDR" zur Ehre gereicht hätten...... alles in Bremen erlebt. Von Chancengleichheit keine Spur.

Es ging ja sogar so weit, daß linke Postboten nicht einmal mehr unsere Briefe zustellten. Wahre Demokratie? Nein – die gibt es nicht mehr in Deutschland. Viele wissen es, nur spricht kaum einer darüber. Wer pinkelt schon gern gegen den Wind?
Wichtigste Hilfe im Kampf gegen den zunehmenden Meinungsterror der Linken ist und bleibt eine eigene Zeitung. Eine Zeitung, die von der breiten Masse der Menschen gelesen wird. In dieses Projekt würde ich als Lottogewinner sehr viel Geld stecken. Deutschland braucht eine konservative Partei, und Deutschland braucht eine professionell gemachte konservative Zeitung. Alle Freunde der Deutschen Konservativen e.V. geben sich Mühe. Wir haben eine stabile Organisation, wir haben das ständig wachsende und besser werdende DEUTSCHLAND-Magazin. Jackpot, große Erbschaft oder reicher Gönner? Wäre schön.
Die Zukunft Deutschlands macht mir Sorgen. Deswegen werde ich auch nicht mit 65 Jahren mein Leben nur noch als „Rentner" verbringen und hin und wieder ein nett zu lesendes Buch herausbringen. Der Kampf für Deutschland und gegen die Linken muß immer weitergehen.
Den Jackpot werden wir nicht knacken. Dafür haben wir aber eine ständig größer werdende Zahl von Freunden, die Monat für Monat finanziell helfen. Die Tatsache, daß wir nicht weniger werden, sondern von Jahr zu Jahr wachsen .... das gibt Hoffnung.

Vergeßt nicht Deutschland

Ich habe das schon oft gesagt, werde es auch ständig wiederholen: Am Ende des Lebens muß jeder von uns Rechenschaft ablegen. Wir werden gefragt: „Was hast Du aus Deinem Leben gemacht?" Ich möchte nicht in der Haut eines Menschen stecken, der dann nur die Antwort geben kann: „Ich habe gut gelebt, gut gegessen und getrunken, bin ausschließlich zum Vergnügen durch die Welt gereist, habe aber ausschließlich an mich gedacht, keinem anderen Menschen geholfen."
Bei jedem wird eines Tages die Rechnung beglichen.
Wenn Sie in Ihrem irdischen Dasein „nur" einem einzigen Menschen das Leben ein ganz klein wenig leichter gemacht haben ...... es war nicht umsonst.
Über die von Max Schmeling und mir gegründete AKTION REISKORN e.V. kann ich seit 25 Jahren vielen Menschen in der Welt helfen. Meist deutschen Menschen, die unverschuldet in Not geraten sind. Ob es die letzten Deutschen im deutschen Altenheim von Lüderitz in Namibia sind, die letzten lettischen Soldaten der früheren deutschen Wehrmacht, ob es die letzten Deutschen in Siebenbürgen in Rumänien sind: Die AKTION REISKORN e.V. konnte vielen helfen. Mehr als 100 000 Menschen haben in den vergangenen 25 Jahren direkte Hilfe von unserem kleinen Verein bekommen. Einigen konnten wir das Leben retten. Auf den vorangegangenen Seiten haben Sie vom Schicksal der blinden und tauben Kinder in einem deutsch geleiteten Heim in Bangkok gelesen. Mit diesem Heim hat die AKTION REISKORN e.V. seit zwei Jahren eine Patenschaft. Wir geben Geld, von dem dort zwei Betreuer finanziert werden. Die Beschäftigung mit solchen Kindern ist extrem wichtig. Essen und Trinken, Bekleidung und ein Dach über dem Kopf .... das haben die Kinder. Was sie brauchen, ist die Liebe von Menschen, die Zeit für sie haben. Ganze 300 Euro beträgt das monatliche Gehalt einer Pflegekraft in Thailand.
Die soziale Arbeit ist ein wichtiger Teil meines Lebens.

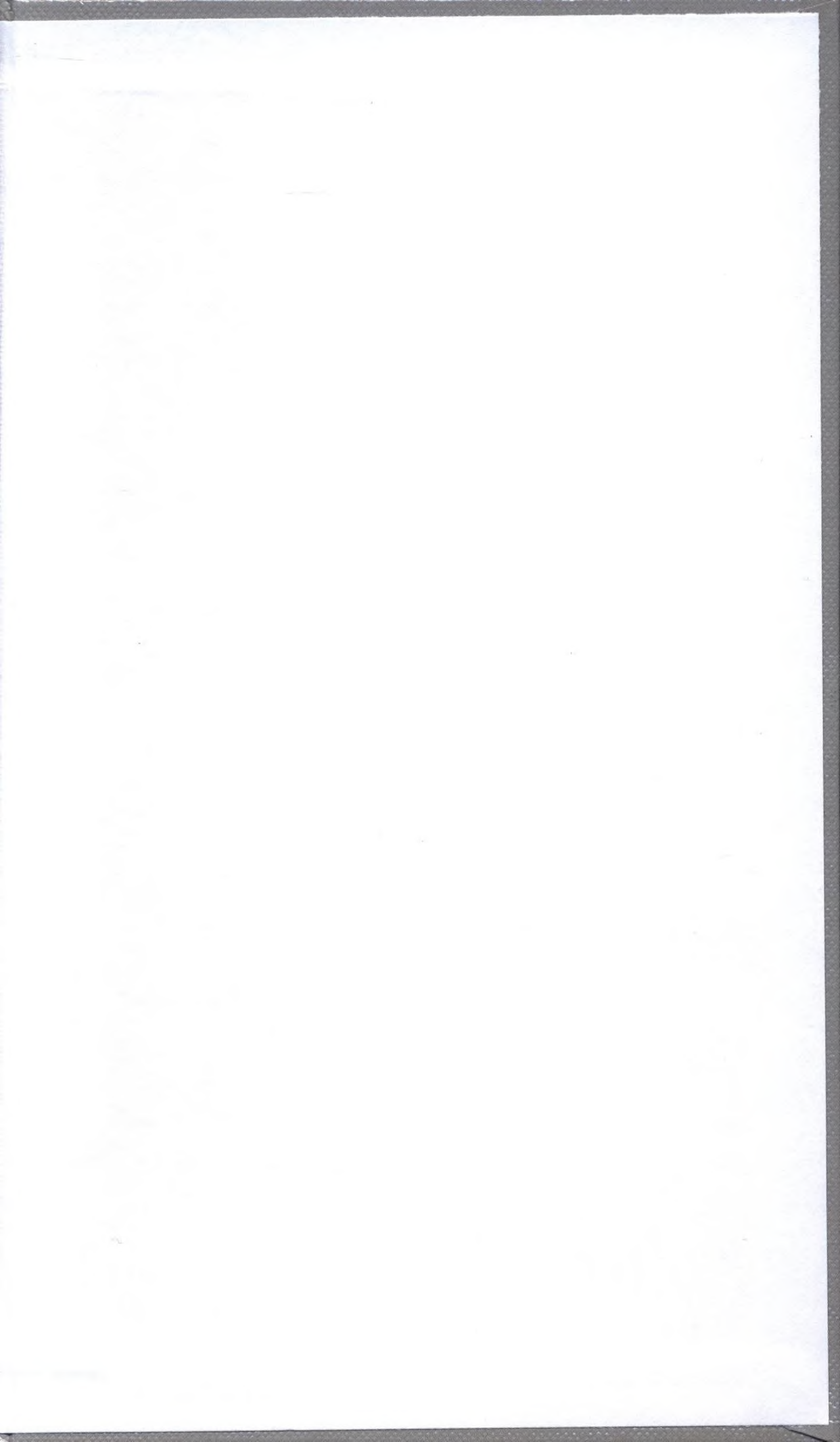
Die Lebenserfahrung hat mir auch gezeigt, daß Konservative fast immer sozialer sind als Sozialisten. Die unsozialste Variante der Politik ist der Sozialismus. Sozialismus schafft nur Armut für alle. Ausgenommen davon ist nur eine hauchdünne Minderheit von roten Funktionären.
Dieses Buch ist ein kleines Dankeschön für Ihre Hilfe. Was hätte ich ohne die Hilfe meiner Freunde ausrichten können?
Ich hoffe, daß mir der Herrgott noch einige Jahre schenkt, damit ich meine Arbeit fortsetzen kann. In meinem Testament habe ich verfügt, daß mein persönlicher Besitz eines Tages an die AKTION REISKORN und die Deutschen Konservativen e.V. geht. Ich möchte, daß Teile meiner Arbeit auch über meinen Tod hinaus fortgeführt werden. Erstens müssen beide Vereine keine Erbschaftssteuer zahlen, und außerdem möchte ich nicht, daß dieser Staat später das bekommt, wofür ich ein Leben lang gearbeitet habe.
Bei dieser Bitte habe ich keine Scheu, denn ich bitte nicht für mich persönlich, sondern für die Arbeit der Konservativen und AKTION REISKORN: Wenn Sie keine Erben haben sollten – bitte, lassen Sie nicht „Papa Staat" eines Tages alles einkassieren. Denken Sie in Ihrem Testament daran, daß Sie auch über den Tod hinaus Gutes tun können. Denken Sie an „Die Deutschen Konservativen" und (oder) an die „AKTION REISKORN". Danke.

Von ihm sind die Zeichnungen



Sittiporn Poungsuk

Perfekter kann die Harmonie zwischen Text und Zeichnung kaum sein.
Der deutsche Schreiber (Joachim Siegerist) – der thailändische Zeichner (Sittiporn Poungsuk). Der junge Thailänder gilt als bester Buch-Illustrator seines Landes, ausgezeichnet vom Königshaus.
Die Zusammenarbeit zwischen Schreiber und Zeichner sieht so aus: Joachim Siegerist erklärt eine geschriebene Geschichte seiner einstigen thailändischen Schulfreundin Pornthip Chandarathip auf englisch. Sie übersetzt dem Zeichner alles auf Thai. Dann entsteht mit wenigen Strichen eine Probezeichnung. Paßt sie zur Geschichte, gibt der Autor „grünes Licht" für die Vollendung der Zeichnung. An einer Zeichnung arbeitet der Künstler fast eine Woche. Sie sehen das an den vielen, vielen Details.



„Gegen den Wind spucken". Wäre ein wenig „feiner" gewesen. Aber so ist Joachim Siegerist. Er formuliert es deutlicher: „Gegen den Wind pinkeln". Was sagen soll: Kurs halten und klare Meinung sagen, auch wenn es nicht nur Annehmlichkeiten bringt. So war er schon als Schulkind - siehe Titelbild.



Ronaldo-Maria, der Hunde-Junge von Buenos Aires.
Eine von vielen schönen Zeichnungen in diesem Buch.



Joachim Siegerist

Gegen den Wind pinkeln



WPR